

J. G. Cordes

# Briefe in die Front

(Vierte Reihe)

Leipzig 1918  
Verlag von Paul Eger



6.7

Capitulum

Ref

1917. 10. 27.

# Vierte Reihe der Briefe in die Front

von Dr. J. G. Cordes

Pastor in Wilhelmsburg-Relherstieg

---

Das Papier wird knapp. Daher mußte bei diesem Heft der Druck ein wenig enger genommen werden als bei seinen Vorgängern. Das Heft enthält eine Auswahl der i. J. 1917 vom Verfasser an seine Gemeindeglieder im Felde geschriebenen Briefe. Sie behandeln — nach dem einleitenden Briefe — Fragen, die im kommenden Frieden zu lösen sein werden:

Der Weltfriede [S. 4—10].

Der Volksstaat [S. 16—22].

Familienheimstätten [S. 10—16].

Die Volkskirche [S. 22—32].

---

## I.

W.-R., d. 25. 6. 1917.

Liebe Freunde! Neulich schrieb einer von Euch: „Ich habe lange nichts von mir hören lassen. Aber das viele Brieffschreiben nützt ja auch nichts, deswegen kommt der Friede doch nicht eher.“ — So habe ich manchmal gedacht, daß Euch ebenso wie das Brief-Schreiben, so auch das Briefe-Lesen allmählich über werden könnte, wenigstens allen denen, die von nichts mehr wissen wollen als vom Frieden, und wann er komme. Nun wär's natürlich auch mir am liebsten, ich könnte schreiben: „Jetzt kommt er. In 3 Monaten ist der Friede da!“ Aber das kann ich ja nicht. Zwar hoffe ich auch jetzt noch — so für meinen Privatgebrauch, — daß der Krieg in diesem Jahre zu Ende geht. Aber versprechen kann ich's nicht. Bin nur als Pastor angestellt und nicht als Prophet. Und nachdem ich in diesen Briefen dennoch ein Mal — anno 1914 — prophezeiet habe, bin ich damit so jammervoll hereingefallen, daß ich mich seitdem schwer hüte, den Heilsehern und Spökenkiekern wieder ins Handwerk zu pfuschen.

Dann ließe ich jetzt das Brieffschreiben also am besten überhaupt sein? — Einige Male habe ich es ja etwas länger anstehen lassen, aber dann war das auch nicht recht. Denn dann kamen aus dem Felde die Anfragen: „Was ist denn los? Bin ich in Ihrer Briefliste gestrichen? Oder ist das Papier jetzt auch knapp geworden? — Hier kriegt man ja bald gar nichts mehr zu lesen. — In der Heimat scheint man uns jetzt ja wohl schon ganz vergessen zu haben.“

Das geht also auch nicht. Ich fahre somit fort und schreibe weiter, wie ich kann und was ich kann. Und freue mich, daß trotz allem noch auf jeden Brief viele Antworten kamen.

Allerdings verhehle ich mir nicht, daß manche Briefe, die besonders schwierige und verwickelte Fragen behandelten, nicht überall reine Freude auslösten. Wenn ich so einen reichlich schwer geratenen Brief vor der Absendung noch einmal durchlas, dann sah ich wohl im Geist den biederen Janmaaten N. N. auf S. M. S. „. . .“: wie er den Brief mit gerunzelter Stirn durchliest, sich zwischendurch hinter den Ohren kratzt, ihn schließlich ärgerlich in die Tasche knittert und respektlos brummt; „He tühnt. He tühnt all wedder mol.“ Während auf denselben Brief acht Tage später von einem andern Schiff oder von einem braven Kanonier oder Musketier im Osten oder Westen die Antwort kam: Ihr letzter Brief hat mich ganz besonders gefreut. Denn über diese Frage habe ich selbst schon oft nachgedacht. Nun habe ich Ihren Brief auch mit meinen Kameraden besprochen und wir meinen — —

Auch Briefe haben ihre Schicksale.

Heute komme ich auf ein brenzliges Thema. Ich wollte nämlich ein paar Gedanken niederschreiben: was man dazu tun kann, um über niederdrückende Stimmungen Herr zu werden.

Darüber, wie die Stimmung jetzt bei Euch zu sein pflegt, brauchen wir uns nicht zu unterhalten. Das wißt Ihr selbst am besten, und ich weiß auch Bescheid. Es ist ja auch natürlich, daß in einem dritten Kriegsjahr die Stimmung eine andere, eine ganz andere ist, als in einem ersten.

Und dagegen anzugehen mit Begeisterungsreden oder mit Vertröstungen auf dies und das hat wenig Zweck. Von Begeisterungsreden haben wir ja überhaupt nie viel gehalten, sondern wir haben den Krieg von Anfang an als eine harte Notwendigkeit empfunden. Wir müssen ihn durchkämpfen, wenn unser Volk nicht zugrunde gehen soll, und wollen's auch. Darüber sind wir einig. Aber mehr als solche Einsicht und tapferes Pflichtbewußtsein kann man von uns nicht verlangen, und ich wäre der Letzte, der Euch Kriegsbegeisterung aufreden wollte.

Aber wenn Mißmut und Verdrossenheit, Unmut über andere Menschen und Verärgerung über viel schändliche Ungerechtigkeit die Seele müde machen, wenn auch der Humor bitter und bissig wird oder ganz versiegt, wenn alles auf einem lastet wie mit bleiernem Druck — eine Zeitlang mag man's wohl ertragen, aber dann fühlt man: geht's so weiter, so werde ich entweder ein ganz stumpfer oder ein ganz galliger Mensch. Manche lassen es dann doch so weiter gehen, sagen: Mir ist schon alles gleich. Da ist denn nicht zu helfen und nicht zu raten.

Wer sich aber nicht unterkriegen lassen will und sich — selbst kraftlos — nach Hilfe umsieht, dem möchte ich einige Hilfsmittel nennen, die

anderen schon in ähnlichen Lebenslagen geholfen haben. Es sind wohl scheinbar kleine Mittel, aber sie können einem über kritische Zeiten seiner inneren Entwicklung hinweghelfen.

Das erste ist ruhige Aussprache mit einem guten Freund. Es ist unendlich viel wert, wenn man wenigstens einen Menschen hat, mit dem man mal vernünftig über die Dinge reden kann. Leute, die nur so ebenweg schimpfen, gibt's viele. Menschen, die über alle Dinge im Himmel und auf Erden klugreden und dabei nicht mehr oder noch weniger wissen als man selbst, gibt's auch viele. Aber hier und da findet man unter den Menschen einen sinnigen, der nicht die üblichen Schlagworte nachspricht, sondern sich seine eigenen Gedanken macht, der nicht immer mit dem größten Haufen schreit, sondern aus Eigenem lebt — mit dem tut man gut, sich ab und zu einmal still auszusprechen. Und wenn man in solch ruhigem Zwiegespräch versucht, den Dingen auf den Grund zu kommen, durchzudringen zu den Ursachen der Dinge, über die man sich aufregte, Menschen und Verhältnisse in ihrem Zusammenhange zu verstehen, dann erscheint einem Vieles in einem ruhigeren und beruhigenderem Lichte als zuvor. Dann bleibt man der Menschenverachtung eben so fern wie der Überschätzung der Menschen. Dann sieht man, daß so manches, worunter wir jetzt leiden die natürliche Folge der Sinnesart ist, die wir früher bei uns selbst auch herrschen ließen. Und über all dem Kleinkram des Tages und erhaben über alle tönenden Phrasen erhebt sich doch die schlichte große Wahrheit, daß alles, was wir jetzt Tüchtiges leisten und Schweres leiden, in Wirklichkeit geschieht für unser Volk und Vaterland. Das hebt einen über manches hinweg.

Und wie eine stille Feierstunde kann's sein, wenn man ganz allein ist unter leuchtendem Sternenhimmel. Schon der Anblick der Sterne vermag einem zerrissenen, wunden, überreizten Gemüte eine Hilfe zu sein. Da droben ist Friede, und etwas von diesem majestätischen Frieden scheint uns ins Herz. Klein erscheinen uns in diesem Licht die Händel des Tages, es weiten sich die Engen, in denen wir leben, es weitet sich uns das Herz. Wir leben doch nicht nur eingeschlossen zwischen dem harten Müßen von hier und da, zwischen starren Schranken und dunkeln Verhängnissen, sondern in einem großen, unendlichen Weltall. Und wer sich weiß als Kind dessen, der das Weltall durchwaltet, dem wird unter dem Sternenhimmel die Seele ganz still — und froh.

Und wiederum in ganz anderer Weise kann sich uns die Welt weiten, wenn man wohl eingeschlossen ist in engem Schiffsraum oder in einer Erdhöhle oder einem Wohngemach, wo man weder Sonnen- noch Sternenlicht sieht — aber in der Hand ein kleines Buch hat, aus dem ein reiner, starker Geist zu uns spricht. Ein seines Dichterwort oder der tief sinnige Ausspruch eines großen Denkers kann für ein matt gewordenes Herz sein wie ein erfrischender Trunk aus klarem Quell. Und wenn gar aus Gottes

Wort des ewigen Gottes Geist selbst zu einer Seele spricht, die sich ihm öffnet, dann versinkt die übrige Welt ringsum — hernach steht man auf und fühlt sich gestärkt und gestählt durch eine Kraft von oben.

Und endlich nenne ich als letztes, nicht geringstes, Mittel, um über niederdrückende Stimmungen Herr zu werden, dieses: Man kümmere sich freundlich um andere, die es noch schwerer haben als man selbst. Für Vorgesetzte gilt das besonders. Eine ganze Reihe von Euch ist im Laufe der Zeit Offizier geworden, viele sind Unteroffizier. Habt ein Herz für Eure Leute! Aber auch Kameraden untereinander sollen die Augen offen halten und sehen, wenn da einer ist, der besonderer Hilfe bedarf. Es ist da gewiß der eine oder andere, der schwerer zu tragen hat als Du, vielleicht an Sorgen und Kummer um die Seinen daheim, oder sonst an einer andern Not. Nimm Dich seiner freundlich an. Du weißt ja aus eigener Erfahrung, wie einem in schwerer Zeit ein freundliches Wort, ein stilles Verstehen, ja schon ein freundlicher Blick wohlthun kann. Und wenn wir anderen etwas sein können, dann hilft das auch uns selbst weiter. —

Das ist gleich eine ganze Auswahl von Mitteln, wie sie sich schon vielen vor uns in ihrer Lebensnot bewährt haben. Man kann sie auch alle nebeneinander gebrauchen und findet dann vielleicht noch neue hinzu. — Man kann natürlich auch ganz anders verfahren, mit finsterner Handbewegung all die guten Ratschläge bei Seite schieben und gegen den ungerufenen Ratgeber knurren: „De het god snakken, he sitt op'n drögen.“ Da ist dann nichts zu wollen. Einigen aber gibt mein Brief doch wohl willkommenen Fingerzeig. Dann hat er seinen Zweck erfüllt. Und die andern sollen nicht böse sein ihrem getreuen

C.

---

## II.

23. 2. 17.

Liebe Freunde! Solch schöne Winterlandschaft wie während des ganzen Januars und bis zum 10. Februar haben wir seit vielen Jahren nicht gehabt. Und wenn der Schnee unter den Füßen knirschte, die Sonne vom blauen Himmel auf rauhreif-weiße Bäume herabstrahlte, von jedem kleinen Abhang unserer flachen Insel Schlitten und glinschende Kinder hinabsausten, und die Luft so rein und klar war wie sonst nie, so wär's eine Freude gewesen zu leben — hätte nicht der Krieg den dunkeln, von Flammen durchrissenen Hintergrund zu all der weißen Winterpracht gebildet. Sorgenvoll dachten wir an Euch, bis fröhliche Nachrichten meldeten, daß Ihr auch 35gradige Kälte überwändet; und sorgenvoll dachten wir an den Krieg, den der scharfe Frost gegen unsere Kartoffel- und Steckrübenbestände und gegen unsere Wasserleitungen führte. Die Steinkohlennot war bei uns noch nicht so schlimm wie an manchen anderen Orten. Für den nötigen

Hausbrand war einigermaßen geforgt, und über heißen Herden und an warmen Öfen trockneten die Stedrüben-Schnitzel, die uns durch die Frühlingsmonate hindurchhelfen sollen. Nur die Schulen mußten schließen, und unsere Kriegsandacht zog aus der Kirche in den Konfirmandensaal. In Hamburg war der Kohlenmangel, der durch die Vereisung der Wasserstraßen, die Überlastung der Eisenbahnen und die dringendsten Bedürfnisse der Neutralen hervorgerufen ist, schlimmer. Wie sich aber nun in den nächsten Wochen und Monaten unsere Versorgung auch gestalten mag — durch alle Nöte wird uns das Bewußtsein tragen: Jetzt gilt's den Endkampf, und da ist anderes wichtiger als unser Kohlen- und Kartoffelmangel.

Seit meinem letzten Briefe ist ja wiederum Bedeutsames geschehen. Mit dem 1. Februar begann der uneingeschränkte U-bootkrieg, die wirkliche Blockade Englands — das haben wir mit ernster Freude begrüßt. Als Antwort darauf kündigte der Präsident der Vereinigten Staaten uns die diplomatischen Beziehungen und drohte für den Fall, daß im gesperrten Kriegsgebiet reisende Amerikaner ums Leben kämen, mit dem Krieg.

Ein sonderbarer Zeitgenosse! Am 21. 12. 16 hatte er die kriegsführenden Völker aufgefordert, dem Streit ein Ende zu machen und ihre Friedensbedingungen kund zu tun. Und am 22. 1. 17 war er mit einer ganz großen Botschaft vor die aufstrebende Welt getreten. Als der Vertreter der freiheitlich gesonnenen Menschenfreunde in jedem Volk. Als Sprecher der bisher stumm leidenden Menschheit. Im Namen der Gerechtigkeit, der Menschlichkeit, der Bruderliebe. Als Vertreter einer „neuen“ pazifistischen Weltauschauung. Zu einem Friedensbund der Völker auffordernd, der die Wiederkehr eines solchen Krieges für alle Zeiten ausschließen mußte, der das Ideal eines dauernden Weltfriedens endlich verwirklichen würde. Und 14 Tage später erklärt derselbe Mann in großer Erregung: Wenn ihr Deutschen darauf besteht, diesen Krieg durch Sperrung der amerikanischen, ihn ins unabsehbare verlängernden Munitionszufuhr zu Ende zu bringen — dann schlage ich aber los!

Ich habe kein Talent zur Menschenverachtung. Aber von allen Menschen schätze ich diejenigen am wenigsten, die andauernd von hohen Idealen reden und dann bei nächster Gelegenheit gerade so handeln, wie jeder beliebige ganz ideallose Mensch. Ich halte Herrn Wilson nicht für einen Heuchler, aber für einen Zweiseelen-Menschen wie ihrer so viele in der Welt, und in Amerika wohl besonders zahlreich herumlaufen. „Idealist“ und „Geschäftsmann“ je nach Bedarf; wenn's aber drauf ankommt, nur Geschäftsmann. Woodrow Wilson war schon zu der Zeit, als er noch Professor war, eifriger Pazifist. Jetzt hätte er eine Gelegenheit gehabt, wie sie noch nie einem Sterblichen geboten wurde, der Sache des Weltfriedens zu dienen. Aber sein schwacher Charakter versagte. Was er an der Spitze seiner von pazifistischen Gedanken stark durchsetzten Nation hätte

tun können, zeigen die Worte, die sein früherer Staatssekretär Bryan in den ersten Tagen dieses Monats sprach: „Keine Nation hat uns bisher herausgefordert, und ich glaube, es ist wenig wahrscheinlich, daß es eine tun wird. Wenn aber einer in der Erregung uns zum Kriege herausfordern sollte, so denke ich, wir sollten antworten: „Nein!“ — Schade, daß der Mann nicht Präsident ist. Er hätte die Menschheitsgeschichte einen merklichen Ruck vorwärts führen können.

Herr Wilson ist mir auch deswegen besonders unangenehm, weil ich selbst früher so eine Art Bundesbruder von ihm war. Denn ich gehörte ja auch zu den „Leuten, die den Krieg abschaffen wollen.“ Eigentlich darf man das heutzutage nicht laut sagen. Denn diese Sorte von Menschen galt und gilt besonders gegenwärtig in weitesten Kreisen als eine Gesellschaft von weltfremden Schwärmern oder aber von Schwachköpfen, die wenigstens jetzt durch den Weltkrieg eines besseren belehrt sein sollten. Aber das ist mir ja gleich. Und angesichts des Umfalls des Bundesbruders auf dem Präsidentenstuhl — und noch aus einem andern Grunde — scheint es mir ganz gut, einmal über das Ideal des Weltfriedens meine Meinung niederzuschreiben.

Ich kenne natürlich die üblichen Einwände gegen dies Ideal. Es sind im wesentlichen drei.

Der erste, oberflächlichste lautet: Kriege hat es immer gegeben, und deswegen wird es, solange Menschen Menschen sind, immer Kriege geben. Das scheint mir ungefähr ähnlich voreilig gedacht zu sein, als wenn vor 100 Jahren Gegner der Impfung sagten: Blattern und schwarzer Tod haben immer von Zeit zu Zeit die Menschheit verwüstet — es ist das wohl ein Stück göttlicher Weltordnung — also wird's auch in aller Zukunft so sein. Oder wie wenn die alten Vertreter der Blutrache gegen die Einführung staatlicher Rechtspflege einwandten: Solange der Mensch noch Mensch ist, wird er sich nie das Recht nehmen lassen, sich und die Seinen selbst zu rächen.

Der zweite Einwand ist gewichtiger. Er fragt nach den Mitteln, durch die die Kriege beseitigt werden sollen, und findet sie untauglich oder wenigstens nicht ausreichend. Wenn seitens der Kriegsgegner gesagt wird, durch verständige Abmachungen zwischen den Staaten und Völkern durch Einsetzung von Schiedsgerichten, durch garantierte Verträge und dergleichen ließen sich die natürlichen Interessengegensätze und die Konflikte zwischen den Völkern ebensogut und besser ausgleichen als durch das Kriegsglück, so wird von der Gegenseite vielleicht zugestanden, daß das in allen Fragen von minderer Bedeutung wohl möglich sein würde. Aber, sagen sie, wo es sich um eines Volkes Leben und Ehre handle, da werde kein gesundes, kräftiges Volk einen menschlichen Richter über sich anerkennen, sondern sich selbst Recht zu schaffen suchen, wenn es sein müßte eben mit dem Schwerte. Zudem werde es nie ein wirklich gerechtes Völkergericht geben.



Zeige doch gerade dieser Krieg, daß jedes Volk die Dinge anders ansehe von seinem Standpunkt aus und, bewußt oder unbewußt, unter dem Gesichtswinkel seiner eigenen Interessen. Und daß im Ernstfall auch auf die heiligsten Verträge kein Verlaß sei, sollten wir doch nun allmählich auch gelernt haben.

Der dritte Einwand stellt grundsächlich in Frage, ob dauernder Weltfrieden überhaupt ein erstrebenswertes Ideal sei. Es sei zu befürchten — und Beispiele aus der Geschichte bewiesen es — daß Völker, die ungestört und sorgenlos in dauerndem Frieden und wachsendem Wohlstand ihr Leben führten, dabei in Üppigkeit und Weichlichkeit versänken. Erwerben und Genießen erscheine da als ein einziger Lebenszweck. Und weil nichts wahrhaft Großes die Geister und Herzen zusammenzwinge, seien stets wachsende Selbstsucht, Neid und spießbürgerlicher Parteilust die unausbleiblichen Folgen. Der Krieg sei dagegen ein Wecker sittlicher Kraft. Er reiße die Menschen aus ihrem eigensüchtigen Genußleben empor, hebe sie über sich selbst hinaus, erziehe sie zu Straffheit, Tapferkeit und allen männlichen Tugenden, ja auch zu Gottesfurcht, Opferwilligkeit und Menschenliebe. So wie die Menschen nun einmal seien, sei der Krieg trotz allem Schlimmen, das er im Gefolge zu haben pflege, unentbehrlich. Als Eisenkur. Als reinigendes Gewitter. Als „die größte sittliche Macht, deren sich die Vorsehung bediente, um die Menschen auf Erden vor Verlotterung und Fäulnis zu bewahren.“

Über diese beiden Einwände läßt sich endlos streiten. Wollte ich zu ihnen eingehend meine Meinung sagen, so müßte ich dazu wenigstens den Raum von zwei Briefen haben, — und die Hauptsache zu unserer Frage im Ganzen hätte ich dann doch nicht gesagt.

Denn für meine eigene Stellungnahme sind zwei andere Tatsachen entscheidend.

Die eine ist die, daß die Völker Europas jetzt einen dauernden Frieden gewinnen müssen, wenn sie nicht untergehen wollen. Schon der gegenwärtige Krieg ist etwas ganz Anderes als die früheren Feldzüge kriegsführender Fürsten mit ihren Söldnerscharen; auch etwas Anderes als die Kämpfe der Stehenden, durch einige Reservistenjahrgänge auf Kriegsstärke gebrachten Volksheere, wie es noch 1870/71 war. Jetzt ringen zum ersten Male ganze Nationen miteinander auf Leben und Tod. Und sie kämpfen nicht nur in ihren gesamten waffenfähigen Mannschaften, sondern suchen sich auch im Lebensnerv ihres gegenwärtigen und zukünftigen Wirtschaftslebens zu vernichten. Möglich, daß die meisten der jetzt kriegsführenden Völker diesmal noch mit dem Leben davon kommen — Frankreich wird aller Voraussicht nach aus der Reihe der Großvölker hinabsinken. Noch einen solchen Krieg aber würden wir alle nicht überstehen, wenigstens nicht als Völker, die für die weitere Entwicklung der Menschheit noch irgendwie in betracht kämen. Denn dieser zweite Weltkrieg würde vernichtender

werden als der erste. Jetzt steht das Flugwesen noch in den ersten Anfängen und mit der Verwendung giftiger Gase macht man erste tastende Versuche. Sicher wird es der fortschreitenden Technik bei uns und den anderen Völkern in den nächsten Jahrzehnten gelingen, beide Waffen in ihrer massenvernichtenden Wirkung so zu vervollkommen — vielleicht auch jetzt noch ungeahnte hinzu zu erfinden — daß mit ihnen sämtliche Städte und Industriewerke des Gegners zerstört sein können noch ehe die Truppen zu gegenseitiger Massenvernichtung zusammentreffen. Das Risiko des Krieges wird zu groß, als daß er in Zukunft noch ein taugliches Mittel sein können, Völkerspannungen zum Ausgleich zu bringen. Bedeutet jetzt der Krieg der europäischen Völker ein Ringen auf Leben und Tod, so würde er in zwanzig Jahren voraussichtlich nicht mehr und nicht weniger als den Selbstmord der Völker Europas bedeuten. Und zwischen den Trümmern der europäischen Kulturstätten ginge grinsend der Asiate. —

Die andere Tatsache liegt auf einem ganz anderen Felde, auf dem Gebiete der Weltanschauung. Sie war's, die mich persönlich schon lange vor dem Kriege auf die Seite der Friedensbewegung stellte. Ich habe meine Lebensauffassung von Jesus her. Jesus hat keine theoretischen Abhandlungen über den Krieg gehalten; er hat für die Regelung der Völkerkonflikte ebensowenig Vorschriften gegeben wie er bestimmte soziale Ordnungen und Gesetze erlassen hat. Er hat die Sklaverei nicht aufgehoben und keinen Kommunismus eingeführt, er hat den Völkern nicht das Kriegsführen verboten und hat nicht internationale Schiedsgerichte empfohlen. Es wäre ja auch ein Unding gewesen, ein für allemal gültige Ordnungen des Volks- und Völkerlebens festzulegen, wo sich die Bedingungen des gesellschaftlichen Lebens doch von Jahrhundert zu Jahrhundert ändern. Ihm kam's in allem auf eins an: in den Menschenherzen die rechte Besinnung zu wecken. Die Besinnung einer glühenden, Gott dankbaren, für des Nächsten und der Menschheit Wohl arbeitenden und kämpfenden, das Böse mit Gutem überwindenden Liebe. Die Gelegenheiten, solche Lebensgesinnung zu bewahren, bietet das vielgestaltige Leben schon von selbst. Und die Frage, wie einer sich einzusetzen habe zum Dienst des Nächsten und des gemeinen Wohls bleibt dem eigenen besten Wissen und Gewissen überlassen. Nur daß die Besinnung wirklich echt und rein sei, ganz selbstlos, ganz unerschrocken, tapfer und zäh. Nun hat der Krieg — das alte Verfahren, Völkerstreitigkeiten dadurch zum Austrag zu bringen, daß man möglichst viele Glieder des gegnerischen Volkes zu töten sucht — von jeher christliche Gewissen belastet. Möglich, daß frühere Zeiten dieses Mittels nicht entraten konnten. Bot sich jetzt aber eine Bewegung, die nach besseren Methoden suchte, verwirrte Völkerbeziehungen zu ordnen, so empfand ich es als Christ einfach als Pflicht, sie an meinem kleinen Teil zu unterstützen. Denn wenn es überhaupt keine Menschen gibt, die nach besseren Methoden suchen, so werden solche ganz gewiß nie gefunden werden.

Das macht mich zum grundsätzlichen Anhänger der Friedensbewegung. Die Schwierigkeiten, die ihr entgegenstehen, habe ich mir nie verhehlt. Wenn manche begeisterte Pazifisten meinten, es bedürfe nur eingehender Aufklärung der Völker, um ihnen den Krieg zu vermeiden, oder wenn manche Sozialisten meinten, wenn nur erst sozialistische und demokratische Gesellschaftsformen zum Siege gelangt seien, würden die Kriege von selbst aufhören, so habe ich immer dazu den Kopf geschüttelt. Aber auch von neuen Methoden der politischen Technik, also von der Einsetzung von Schiedsgerichten und von sonstigen zwischenstaatlichen Organisationen allein erwarte ich nicht eine Beseitigung des Krieges. Ebenso notwendig oder noch notwendiger wird sein, daß gleichzeitig in den Völkern ein neuer Geist herrschen werde, der Geist der Friedfertigkeit und Brüderlichkeit. Ein Zusammengehörigkeitsbewußtsein aller anständigen Menschen muß entstehen, das den Hezern, den Lügenfabrikanten und allen Kriegs-Interessenten wehrt, das das Verständnis füreinander und die Verständigung untereinander mehrt. Die Erkenntnis, nebeneinander und miteinander auskommen zu müssen bei Strafe allseitiger Vernichtung, der allseitige Wille zum Frieden muß da sein. Sonst helfen auch noch so klug ausgedachte äußere Friedenssicherungen nichts. Jene äußeren politischen und diese inneren, seelischen Voraussetzungen für einen dauernden Frieden müssen miteinander wachsen, sich gegenseitig stützen und fördern. Vielleicht werden sie nur langsam wachsen können nach den erbitternden Erfahrungen dieses Krieges. Dann erscheint mir die Christenpflicht dafür mit zu arbeiten nur um so dringlicher. Denn wird diese, doppelseitige, Aufgabe nicht erfüllt, so geht die Weltgeschichte in einem Jahrhundert ohne die Völker Europas weiter. —

Zukunftsaufgaben! Einstweilen aber gibt es für den deutschen Mann, der der Herbeiführung dauernden Weltfriedens dienen möchte, nichts Größeres, nichts Wichtigeres als dieses: Die Feinde Deutschlands zu schlagen wie und wo er's vermag. Deutschlands Sieg — das ist jetzt die erste nächste Station, die errungen werden muß auf dem Wege zum Weltfrieden. Denn in eines siegreichen Deutschlands Händen werden die Vorarbeiten zum dauernden Frieden besser aufgehoben sein als in den Händen von Engländern und Franzosen, besser als auf einem Kongreß der Neutralen, besser als in der Hand eines charakterlosen amerikanischen Präsidenten. Denn wir sind die ehrlichsten, und es gibt keine Nation, die friedliebender wäre an Haupt und Gliedern als die deutsche. Die Gedanken vom „Ewigen Frieden“, die Woodrow Wilson jetzt, in schwülstige Phrasen eingewickelt, wie eigne funkelneue Entdeckungen von sich gab, hat der deutsche Philosoph Kant schon vor 100 Jahren in klarerer und schlichterer Form ausgesprochen. Zwar zu den pazifistischen Abrüstungsvorschlägen der Jahre vor dem Kriege hat Deutschland sich zurückhaltend gestanden. Und auch nach dem Kriege werden wir nicht auf bloße schöne Versprechungen

hin abrüsten können. Aber daß Deutschland zur Mitarbeit an jedem ehrlichen Friedenswerk bereit sein wird, hat es durch den Mund seines Kanzlers im voraus verkündet. Er sagte am 9. 11. 16 im Reichstag: „Wir werden Stellung nehmen müssen zu der Frage nach internationalen Organisationen zur Wahrung des Friedens. Denn wenn bei und nach der Beendigung des Krieges seine entsetzlichen Verwüstungen an Gut und Blut erst zum vollen Bewußtsein kommen werden, dann wird durch die ganze Menschheit ein Schrei nach Abmachung und Verständigung gehen, um, soweit es irgend in Menschenmacht liegt, die Wiederkehr einer so ungeheuerlichen Katastrophe zu verhüten. Dieser Schrei wird so stark und so berechtigt sein, daß er zu einem Ergebnis führen muß. Deutschland wird jeden Versuch eine praktische Lösung zu finden, ehrlich mitprüfen und an seiner möglichen Verwirklichung mitarbeiten.“ —

Das war mein eingangs nur angedeuteter Grund, weshalb ich gerade jetzt, wo Ihr in die Endkämpfe hineingeht, die scheinbar so unzeitgemäße Weltfriedensfrage besprach. Euch und uns kommt immer wieder die Frage: Weshalb nur müssen so furchtbare Opfer gebracht werden? Wofür kämpfen wir im letzten? Für die Sicherung des Vaterlandes gegen feindliche Überflutung? Ja, dafür zunächst. Aber das dünkt uns angesichts der ungeheuren Opfer nicht genug. Für die Eroberung einiger Stücke fremden Landes? Das erscheint einzelnen als wichtigstes Kriegsziel — sie tun aber unrecht, wenn sie vorgeben, im Namen des deutschen Volkes zu sprechen. Uns ist das zu wenig. Ihr kämpft, und Deutschlands ganzes Volk erträgt Unsägliches: damit es besser werde in der Welt! Auch dafür, daß unsern Kindern und Kindeskindern erspart bleibe, was wir jetzt erdulden, und daß dieser Krieg der letzte sei in Europa. Damit die Menschheit weiter komme auf dem Wege des Friedens.

Also: nach dem Kriege werde ich wieder Friedensmensch. (Hoffentlich findet sich bis dahin auch für das greuliche Wort Pazifist ein besseres deutsches). Ihr auch? Einstweilen bitten wir Gott: Schenk uns — und der Menschheit — den deutschen Sieg!

### III.

19. 7. 17.

L. Fr.! Gestern vor acht Tagen traf ich auf dem Hamburger Hauptbahnhof mit einem Freunde zusammen, der in der Sache der Kriegerheimstätten arbeitet. — Es war ein Tag von geschichtlicher Bedeutung. Denn in Berlin hatten sich im Reichstage die Dinge so zugespitzt, daß eine folgenschwere Entscheidung unmittelbar bevorstehen mußte. In der Tat erfolgte dann noch am Abend jenes Tages der Erlaß des Kaisers, der das allgemeine gleiche Wahlrecht für den Preußischen Landtag ankündigte.

Während wir auf den Zug warteten, der uns nach Altona-Bahrenfeld

zu einer neu entstehenden Wohnstätten-Siedelung bringen sollte, sprachen wir von der Bedeutung der bevorstehenden Erweiterung des Wahlrechts. Wir waren einig in der Überzeugung, daß eine Mehrung der Volksrechte wünschenswert sei, daß aber wichtiger als alle politischen Stimmrechte dieses sei: daß dem Volke große Ziele vor der Seele ständen, Ziele, für die es sich lohnt, zu stimmen und selbst zu arbeiten; Ziele, die aus der Erkenntnis, was uns wirklich not tut, erwachsen, der Befundung und dem wirklichen Fortschritt unseres Volkslebens dienen. Es ist ja lächerlich und traurig zu sehen, wie ganze Völker, die sich andauernd mit ihrer vollkommenen Demokratie brüsten, sich von ein paar gerissenen Politikern oder gewissenlos spekulierenden Kapitalistengruppen an der Nase führen lassen. Ja, auch bei uns im Deutschen Reich, das ja von Anfang an das allgemeine gleiche Wahlrecht hatte, haben immer wieder unmittelbare Lebensfragen unseres Volkes weit zurückstehen müssen hinter allerlei „politischen“ Fragen, die längst nicht so wichtig und dringend waren, für die die Parteien aber mehr Interesse hatten.

Eine solche Lebensfrage unseres Volkes ist die städtische Wohnfrage. Nur noch 48% unseres Volkes leben auf dem Lande. Ein Viertel der Gesamtbevölkerung wohnt in Großstädten, und zwar zum weitaus überwiegenden Teil in Mietskasernen. Diese Wohnweise aber gefährdet die Grundlagen der körperlichen und seelischen Gesundheit unseres Volkes. Wohl hat die Mietskasernen im Laufe der letzten Jahrzehnte allerlei Verbesserungen erfahren. In unserer Gemeinde haben wir den Fortschritt deutlich vor Augen, wie sie sich nicht nur in praktischer und gesundheitlicher Beziehung, sondern auch in ihrem äußeren Aussehen vervollkommnet hat.

Bewisse Schäden aber haften ihr unabtrennbar an. Sie trennt die Kinder von der Mutter Erde; entwurzelt sie. Sie pfercht die Menschen zusammen in engen Wohngeflüssen neben-, unter-, übereinander. Viele Familien müssen, um die Miete aufzubringen, Einlogierer aufnehmen. Je kinderreicher eine Familie ist, desto schwerer findet sie eine halbwegs geeignete Unterkunft. Aus dem engen Zusammenwohnen ergeben sich mancherlei sittliche Gefahren. Die stetig steigenden Mieten machen die Menschen unstät. In der Hoffnung, in einem andern Hause etwas billiger oder besser wohnen zu können, ziehen sie immer wieder um. In Hamburg wechselt jede Familie im Durchschnitt alle drei Jahre die Wohnung; ähnlich steht's bei uns. Die Kinder wachsen ohne „Waterhaus“ heran.

Bei alle dem sind die Verhältnisse bei uns hier noch halbwegs erträglich, weil bei der noch losen Bebauung Wilhelmsburgs jeder ein Stückchen Gartenland in erreichbarer Nähe pachten kann. Besetzen aber die hohen Etagenhäuser erst Straße auf Straße ab einen ganzen Stadtteil, so steigern sich die Schäden dieser Wohnweise ins Unerträgliche. Ein Gang z. B. durch den „modern“ bebauten Hammerbrook gehört für mich zu dem Niederdrückendsten, was ich kenne. Von solchen Steinwüsten gilt uneingeschränkt,

was Wichern schon vor 60 Jahren schrieb: sie verschlingen einen großen Teil unserer besten Volkskraft und weihen ihn dem Untergang. Gerade vom Hammerbrook kenne ich zufällig die Geburtsstatistik. Während in manchen ländlichen Bezirken auf 1000 Einwohner jährlich noch gegen 40 Geburten kommen, ist im Hammerbrook im letzten Jahrzehnt vor dem Kriege die Geburtenzahl von 31 auf 19 gefallen. Wenn es allgemein gilt, daß die vom Lande in die Stadt verzogenen Familien durchschnittlich in der dritten Generation aussterben oder entarten, so trägt daran die großstädtische Mietskaserne nicht die einzige aber wohl die größte Schuld.

Nun gab es ja schon seit Jahrzehnten eine Gegenbewegung mit dem Ziel, auch den minder Bemittelten das Wohnen in eigenen Häusern mit Gartenland zu ermöglichen. Am bekanntesten und umfangreichsten ist der Bund der deutschen Bodenreformer geworden. Er sucht das Übel an der Wurzel zu fassen. Fragt man sich nämlich, wie es kommt, daß niemand, der nicht ein reicher Mann ist, sich im Umkreise der Großstadt ein Haus bauen kann, so stößt man auf die Tatsache, daß der Grund und Boden schon in festem Besitz ist. Und zwar durchweg im Besitz von Bodenfirmen und Terraingesellschaften, die das Land frühzeitig auf Spekulation kauften und nun mit dieser „Ware“ gute Geschäfte machen wollen. Auch wenn sich eine Genossenschaft zusammentut, um gute Wohnungen zu bauen, wie bei uns der Gemeinnützige Bauverein Reiherstieg und die Schiffszimmerergenossenschaft, kann sie Boden erhalten nur zu einem Preise, der das Bauen von Einzelhäusern unmöglich macht und zum Etagenhausbau zwingt. Daher sehen die Bodenreformer ihre wichtige Aufgabe darin, den Boden der privaten Spekulation zu entziehen und ihn unter ein Recht zu stellen, das ihn nicht als Ware behandelt. Außerdem sind sie unermüdlich tätig, den Staat und die Gemeinden zu veranlassen, möglichst frühzeitig viel zu Bauzwecken geeignetes Gelände anzukaufen und für die Besiedelung mit Einfamilienhäusern bereit zu stellen, auch die in diesem Zusammenhange un- gemein wichtigen Bauordnungen und Bebauungspläne für den Kleinhausbau günstig zu gestalten.

Sehr viel ist in den letzten Jahrzehnten für diese gute Sache geredet und geschrieben, verhandelt und petitioniert. Aber langsam, ganz langsam ging sie voran. Wohl entstanden hie und da kleine Gartenstädte oder ähnliche Siedelungen von Kleinwohnungen. Aber immer noch breitete sich die Mietskaserne schneller aus als das Familienhaus. Nun hat der Krieg der Bewegung einen neuen Anstoß gegeben. Aus zwei Erwägungen heraus: Einerseits werden nach dem Kriege aller Voraussicht nach Mieten und Bodenpreise gewaltig steigen. Das bedeutet, wenn man die Dinge gehen läßt, wie sie bisher gingen, die Verewigung der Mietskaserne. Andererseits wird es unzähligen Kriegern, die jahrelang draußen lebten in freier Luft und im engsten Zusammenhang mit dem Leben der Natur, ein unerträglicher

Bedanke sein, in die engen Räume der Mietskajerne zurückzukehren und dort ihr Leben beschließen zu sollen. Viele haben es sich draußen oft ausgemalt, wie schön es sein könnte, wenn sie mit ihrer Familie in eigenem Heim im Grünen sich ein trauliches, fröhliches Glück zimmern könnten. Sie wollen arbeiten, soviel sie vermögen, aber sie müssen wenigstens ein Stückchen von dem Boden der Heimat zu eigen haben, von dem Vaterland, das sie mit Leib und Leben verteidigten durch lange, schwere Jahre. Auch in der Heimat ist jetzt in weitesten Kreisen anerkannt, daß es eine einfache Pflicht der Dankbarkeit ist, den zurückgekehrten Kriegern die Möglichkeit zum Erwerb einer eigenen Heimstätte zu geben.

Aber mit Gefühlen der Dankbarkeit überwindet man nicht den Widerstand starker und fest organisierter kapitalistischer Interessen. Ebensovienig wie man aus Vertröstungen auf eine Zeit, wo mit dem vollen Sieg des Sozialismus sich all solche Fragen von selbst regeln würden, der Gegenwart Häuser bauen kann. Es gilt einen ganz zielbewußten, scharf umrissenen Kampf zu führen gegen die politische Macht des gewerbsmäßigen Bodenhandels. Und es gilt klare Einsicht zu gewinnen, wie die jeweilig gegebenen Möglichkeiten sofort ausgenutzt werden können für die praktische Arbeit. —

Zu diesem letzteren Zweck sollte uns die Fahrt nach Bahrenfeld dienen. Denn dort baut sich gerade jetzt eine Siedelung auf, die in mancher Beziehung mustergültig ist. Bis jetzt ist ein Straßenzug, die Emmichstraße, fertiggestellt und bezogen. Ein wunderhübscher Anblick bot sich uns, als wir an dem hellen, sonnenwarmen Nachmittage in sie einbogen. Eine ziemlich schmale Straße ist eingefast von einigen 50 einstöckigen Häusern, aus deren Ziegeldächern die Dachkammern traulich hervorlugen, und deren schmucke Vorgärten durch ihre gleichartige Bepflanzung mit Sträuchern und Kirschbäumen die Häuser zu einer Gemeinschaft zusammenfassen. Die Häuser selbst sind leicht, aber gut und schön gebaut. Unter sich verschieden in der Größe, Einzelhäuser, Doppelhäuser und zum Schluß Reihenhäuser, bieten sie für das Auge einen wechselreichen und doch einheitlichen Anblick. Hinter jedem Hause ist ein 25 Meter tiefer Garten mit Stallung für Kleintierzucht. Das Ganze ein Bild sonnigen, behaglichen Friedens. Hernach waren wir in einem der Häuser bei dem Leiter des Bauvereins, besahen sein praktisch und gemütlich ausgestaltetes Häuschen vom Keller bis zum Boden aufs eingehendste und saßen dann ein paar Stunden bei ihm und ließen uns von ihm erzählen. Da er früher schon der Gartenstadt Wandsworth vorstand, hat er viel praktische Erfahrungen, wie man sie nur in eigner Kleinarbeit gewinnt. Einiges aus dem Gespräch gebe ich wieder: Der Grund und Boden, auf dem sich die neue Siedelung erhebt, gehört der Stadt Altona, die dem Bauverein für seine Zwecke 20 Hektar Land zum Selbstkostenpreis verkaufte und zwar, um jede Spekulation auszuschließen unter Wahrung des Wiederkaufsrechts auf 999 Jahre. Der Bauverein ist eine

gemeinnützige Gesellschaft, bei der auch die Stadt Altona Teilhaber ist. Diese Form eines gemischt-wirtschaftlichen Unternehmens empfiehlt sich mehr, als die Form einer reinen Genossenschaft. Denn bei letzterer kommt es zu leicht, daß der natürliche Egoismus der Genossenschaftler, sobald ihre eigenen Bedürfnisse befriedigt sind, der weiteren Ausdehnung des Unternehmens ein Ziel setzt. Die einzelnen Häuser können von der Gesellschaft gemietet oder gekauft werden. Auch gemietet, denn nicht jeder Arbeiter oder Beamte kann sich auf lange Zeit an einen Ort binden. In diesem Fall ist die Miete vorzuziehen. Sie ist nach den Gestehungskosten des Anwesens festgesetzt, ist nicht niedriger als in guten Etagenwohnungen, schließt aber natürlich den Garten in sich. Der Kauf, der dem Grundgedanken des „Heimstätten“-Unternehmens ja mehr entspricht, erfordert eine Anzahlung von wenigstens 10 Prozent des Werts und hat im übrigen recht günstige Bedingungen. Die kleinsten Häuser enthalten eine Wohnküche und zwei Zimmer mit Nebenräumen und kosten 5000 Mark. Die mittleren kosten 8000 und die bis jetzt größten — 5 Zimmer, Küche und Zubehör — 12 000 Mark. Wer nur mieten will, zahlt jährlich ungefähr 7% des Kaufpreises. Dabei soll ein Hausgarten von 250 qm bei sorgfamer Bebauung ungefähr den Sommerbedarf an Gemüse und Frühkartoffeln für eine fünfköpfige Familie decken. Für den Fall, daß der Besitzer wieder verkaufen will, hat sich die Gesellschaft das Rückkaufrecht gesichert, so daß der Besitzer durch den Verkauf zwar nichts verliert aber auch nichts gewinnt. Das ist ein wichtiger Punkt. Wo er außer acht gelassen wurde, wo etwa ein Bauverein oder eine wohlmeinende Stadtverwaltung sich darauf beschränkte, billige Häuser zu bauen und sie den Käufern bedingungslos zu überlassen, mußten sie immer wieder die betrübliche Erfahrung machen, daß der erste Käufer bei passender Gelegenheit sein Grundstück mit Gewinn wieder loschlug. Hob sich dann noch dazu die Gegend etwa durch die Heranführung besserer Verkehrswege, so konnte die vermeintliche Heimstätte zu einem einträglichem Spekulationsgebiet werden wie jedes andere Haus. Das Rückkaufrecht sichert dem gemeinnützigen Unternehmen den Charakter der Heimstätte im bodenreformerischen Sinn für alle Zeiten.

Wir sprachen über die Sache der Kriegerheimstätten. Es sind das natürlich nicht Häuser besonderer Art; die Absicht ist auch nicht, Krieger oder etwa Kriegsverletzte im besondern in geschlossenen Kolonien anzusiedeln. Sondern es handelt sich dabei nur um das Verfahren, wie man Kriegern den Erwerb einer Heimstätte besonders erleichtern kann. Und zwar unterscheidet man dabei „Wohnheimstätten“, d. h. Einfamilienhäuser mit kleinem Garten, und „Wirtschaftsheimstätten“, d. h. landwirtschaftliche Anwesen kleinbäuerlichen Umfangs, aus deren Bewirtschaftung der Inhaber seinen Lebensunterhalt gewinnen kann. Während erstere besonders am Rande der Städte oder in der Nähe industrieller Arbeitsstätten entstehen sollen, wird für letztere nur eine weitere Entfernung von der Stadt oder das flache Land in Frage



kommen; sie sind auch nur für Bewerber mit gärtnerischer oder landwirtschaftlicher Erfahrung und mit einem kleinen Betriebskapital bestimmt.

In einem Gesetzesentwurf, der vom Hauptauschuß für Kriegerheimstätten ausgearbeitet ist, werden vom Reich eine Reihe von Erleichterungen für den Erwerb solcher Heimstätten gefordert. Der Reichstag hat eine entsprechende Entschließung schon im vorigen Jahre angenommen. Hoffentlich läßt man den Reichsbehörden bald mal Zeit; sich nun mit dieser denn doch wahrhaftig nicht unwichtigen Sache zu beschäftigen. An ihrem guten Willen braucht man nicht zu zweifeln. Die Ausführung wird dann vor allem bei den Gemeinden und gemeinnützigen Organisationen liegen. Durch rege, zähe Mitarbeit vieler kann hier aber wirklich Großes geschaffen werden, den Kriegern ein wirklich wertvoller Dank des Vaterlandes dargebracht und zugleich einer ganz dringenden Reform unseres ganzen Volkslebens endlich Bahn gebrochen werden.

Die Sache hat natürlich auch ihre Gegner. Besonders, wie ich schon sagte, in den Kreisen der Grundstückhändler, Bodenspekulanten und sonstiger Nutznießer des alten Systems. Das Baugewerbe dagegen hat nichts zu befürchten. Es wird keine Wohnung weniger gebaut werden als zuvor, und es wird eher besser als schlechter gebaut werden. Auch die gegenwärtigen Mietshausbesitzer haben nicht zu besorgen, daß ihre Häuser nun plötzlich leer stehen würden. So schnell geht die Entwicklung nicht; wir würden froh sein, wenn wenigstens der gegenwärtig und zukünftig entstehende Neubedarf an Wohnungen durch Heimstätten gedeckt würden. Und Frauen, denen die bequeme Etagenwohnung lieber ist als das mehr Arbeit fordernde Eigenhaus, Männer, denen die Pflege von Haus und Garten mehr Last als Lust bedeutet, wird es vermutlich immer geben. Niemand aber wird in eine Heimstätte hineingezwungen werden.

Ich muß abbrechen. Man könnte über die weitſchichtige Sache ganze Bücher schreiben, es ist das tatsächlich auch schon geschehen. Auf dem kurzen Raum eines Briefes konnte ich nur einiges andeuten und denen, die von der Sache noch nichts wußten, einen ersten Einblick öffnen. Fragt Ihr aber: Wird denn diese Bewegung nun auch auf Wilhelmsburg in Fluß kommen? — so kann ich nur antworten: Wir hoffen auf Euch. Unter den paar Männleken, die wir noch hier sind, durch die tagtägliche Arbeit voll belastet und überlastet, werden sich kaum welche finden, die auch noch diese Sache in Angriff nehmen. Sie ist ja hier auch besonders schwierig, wenn auch m. E. nicht aussichtslos. Aber daß unter Euch einige gestandene Männer fein werden, die, mit den nötigen Kenntnissen und Fähigkeiten ausgerüstet, nach ihrer Rückkehr bereit sein werden, nun auch für den Neubau unseres Vaterlandes persönlich tätig zu sein und deshalb lieber eine solche praktische Aufgabe aufgreifen, als sich mit politischer Kritik zu begnügen — das ist meine stille Hoffnung.

Inzwischen verließ uns des Deutschen Reiches Kanzler, v. Bethmann-Hollweg. Uns ist zumute, als sei wieder einer gefallen im Kampfe für uns. Über die Vorgänge, die ihn zu Fall brachten, sage ich nichts. Denn stets werden wir uns ungerne des speinlichen Schauspiels erinnern, das sie der Welt boten. Und zu wirr kreuzten und verwickelten sich in ihnen die zielbewusste Feindschaft seiner politischen Gegner mit der steuerlos gewordenen Heftigkeit derer, die eigentlich seine Freunde hätten sein müssen, als daß ich die Zusammenhänge im einzelnen klar durchschaute. Da fehlt mir die Sachkunde. Ein anderes aber kann ich sachkundig sagen aus der Industriegemeinde, aus der Masse des Volks heraus: Zur Begründung und Aufrechterhaltung unserer inneren Sicherheit und Entschlossenheit, unserer moralischen Kraft hat in all diesen Kriegsjahren kein Mensch mehr getan als er. Leicht ist es, ihm jetzt allerlei Fehler nachzurechnen. Aber, daß wir diesen Krieg mit gutem Gewissen führen können und müssen, und daß wir ihn führen als unseres Volkes Sache, das hat uns kein anderer so zum Bewußtsein gebracht und lebendig erhalten, wie dieser schlichte, ehrliche, vornehme, im tiefsten Grunde seines Wesens deutsche Mann. Wenn er sprach, sprach er aus der Seele unseres Volks. Das konnten die wohl nicht verstehen, die anderer Art sind als wir. Aber er verstand uns und wir verstanden ihn.

Möge es seinem Nachfolger vergönnt sein, die riesengroßen Aufgaben seines Amtes zu lösen. C.

#### IV.

24. 9. 17.

O. Fr.! Ich habe Urlaub gehabt, und da hatte ich Zeit in friedlicher Waldesstille, mich einmal ganz zu vertiefen in die Gedanken und das Werk der beiden Männer, die mir seit langem unter den Großen der deutschen Geschichte besonders lieb sind: Karl Freiherr vom Stein und Dr. Martin Luther. Ich kenne wenige andere, die so im innersten Kern ihres Wesens deutsch sind wie jener Staatsmann und dieser Kirchenmann. In manchem verschieden gleichen sie sich doch in Grundzügen ihres Wesens: in der knorrigen Naturwüchsigkeit bei hoher Geistesbildung; in der kühnen, freien Art zu denken bei tiefer Gottesfurcht und ernster Gewissenhaftigkeit; in der leidenschaftlichen Liebe zu ihrem Volk, dessen Bedürfnisse sie mit weit-schauendem Blicke erfaßten. Und gerade gegenwärtig lohnt es sich besonders bei ihnen einzukehren, denn aus der Fülle ihrer starken, klaren Gedanken kann man sich mancherlei Rat und Wegweisung holen auch für die schwierigen Fragen der uns jetzt bevorstehenden Neuordnung unseres Volkslebens.

Mit Stein nahm vor 100 Jahren die Bewegung ihren Anfang, die uns zum Volksstaat führen soll. Er hat den Gedanken des Volksstaats in der Tiefe durchdacht, und es war ihm vergönnt, mit der Tat die Fundamente zu legen, auf denen wir weiterbauen.

Es war nach dem Zusammenbruch Preußens im Jahre 1806. Deutlich

hatten die Ereignisse der Zeit gezeigt, daß die überkommenen Formen des Staatslebens nicht ausreichten. Die große Masse des Volks war von der Verwaltung der öffentlichen Angelegenheiten ausgeschlossen. Der König, seine Beamtenchaft und der stark bevorrechtete Adel waren die Herren, die politisch fast rechtlosen Bürger und die von den Gutsherrschaften völlig abhängigen Bauern die Untertanen. Die Folgen hatten sich von selbst eingestellt: hochfahrendes, aber innerlich untüchtiges Auftrumpfen auf die ihnen zustehenden Rechte bei den Herrschenden, Verdrossenheit und Ungültigkeit gegen den Staat bei den Untertanen. Steins Leitgedanke war der, daß der Staat zu einer Angelegenheit Aller werden müsse; für ihn seien alle im Volk schlummernden Kräfte zu befreien; Gemeinsinn und vaterländisches Empfinden müßten dadurch geweckt werden, daß jeder Staatsbürger zur Mitarbeit am gemeinen Wohl herangezogen werde. Zu diesem Zweck wurden die Bauern von Leibeigenschaft und Erbuntertänigkeit befreit. Den Städten wurden die ersten Rechte der Selbstverwaltung gegeben. Die Befehlschranken zwischen den Geburtsständen wurden aufgehoben. Dem Wirtschaftsleben wurden die drückendsten Fesseln des Zunftzwanges abgenommen. Verbesserte und vertiefte Erziehung sollte in dem nachwachsenden Geschlecht die Geisteskräfte zu freier Selbständigkeit entwickeln. Provinzial-Landtage und später ein Reichstag sollten die Verwaltung des Staatshaushalts überwachen und bei der Gesetzgebung mitwirken. Es war eine „Neuorientierung“ des Staatswesens, die für ihre Zeit weit tiefer griff als das, was gegenwärtig unter diesem Namen geht.

Nicht alles, was Stein wollte, hat er als preußischer Minister zu verwirklichen vermocht, und nicht alles, was er begonnen, ist in seinem Geiste weitergeführt. Aber daß der Preussische Staat wenige Jahre nach seiner tiefsten Niederlage sich wieder erheben und mit einer ungeahnten Wucht die Napoleonische Weltherrschaft brechen konnte, das dankte er vor allem dem neuen Geist, der durch Steins und seiner Mitarbeiter Reformwerk in die Herzen des Volks eingezogen war. Und was im Laufe des folgenden Jahrhunderts an wirklich wertvoller Fortentwicklung der staatlichen Verhältnisse geleistet ist, das baute sich auf auf den Grundlagen, die einst der Freiherr vom Stein gelegt hat.

Nun stehen wir wieder vor einer Neuordnung unseres Staatswesens. Die Dinge liegen jetzt verwickelter als vor 100 Jahren. Bei der Steinischen Reform handelte es sich um ein 10-Millionen-Volk, von dem noch dazu nur die kleinere, ostelbische Hälfte beim Königreich Preußen geblieben war. Jetzt handelt es sich um ein Weltvolk. Damals war die Schichtung des Volks verhältnismäßig einfach; drei Viertel der Bevölkerung waren ländlich, und von den Städten waren auch noch die größere Hälfte ganz kleine Landstädtchen. Inzwischen schuf die moderne Wirtschaftsentwicklung die großen Massen der Industriearbeiterschaft, die dem Staatsorganismus noch nicht voll eingeordnet sind, und zugleich jene schwer faßbare und doch im

Volkswesen überaus bedeutsame Macht des fast unpersönlichen Finanzkapitals, dessen Verhältnis zum Staat noch ganz ungeordnet ist. Auch der Staat selbst ist, was seine Lebensaufgaben angeht, im Laufe der Zeit etwas Anderes geworden. Vor 100 Jahren war er „Machtstaat“, insofern er die kriegerische Macht des Volkes zusammenfaßte gegenüber äußeren Feinden; auch „Rechtsstaat“ war er, insofern er das Recht jedes seiner Mitglieder gegen Übergriffe des Nachbarn schützte; Stein wollte — wie schon Luther — ihn auch zum „Kulturstaat“ machen, der des Volkes geistige Güter pflege als Bildner und Erzieher der Nation. Endlich ist er auch zum „Wirtschaftsstaat“ geworden, der große Eigenbetriebe unterhält, und nach dem Kriege wird er das gewiß in noch viel höherem Maß sein. So sind die Verhältnisse, auf die sich die Neuordnung zu erstrecken hat, ungleich weitschichtiger und verwickelter als vor 100 Jahren.

Aber auch daraus ergibt sich schon die Notwendigkeit, daß die Neuordnung in der Richtung auf den Volksstaat gehen muß. Es ist heute für den Fürsten unmöglicher denn je, persönlich das gesamte, unendlich verzweigte Staatswesen zu übersehen und zu leiten. Auch die Beamtenschaft, so unentbehrlich ihr eingearbeitetes Sachverständnis und so wünschenswert ihre zielbewußte Selbsttätigkeit ist, kann die hier vorliegenden Aufgaben nicht allein lösen. Wie der Krieg von jedem Staatsbürger den Einsatz seiner ganzen Kraft gefordert hat, so wird auch der wirtschaftliche, finanzielle und geistige Wiederaufbau nach dem Kriege die Anteilnahme und mitverantwortliche Mitarbeit aller dazu Tüchtigen — nicht nur aus den bislang bevorrechteten Klassen, sondern aus allen Schichten des Volkes — fordern. Darum gilt es, wie Bethmann-Hollweg sagte, die Bahn frei zu machen für jeden Tüchtigen. Darum ist es eine Staatsnotwendigkeit, wie Kaiser Wilhelm II. sagte, daß eine Neuordnung des Staatslebens für freie und freudige Mitarbeit aller Glieder unseres Volkes Raum schaffe.

Darüber sind sich jetzt wohl alle einig, denen das Vaterland höher steht als ihre Sonderinteressen. Erst wenn die Frage kommt, wie das nun zu machen ist, gehen die Meinungen auseinander. Ich bin nicht berufen, in diesem Widerstreit der Parteien zu entscheiden. Habe auch kein eigenes Programm. Denn ich bin nicht Politiker. Dazu fehlt mir die nötige Vorbildung. Aber zwei allgemeine Gedanken, die sich einem aufdrängen, wenn man den bisherigen Geschichtsverlauf kennt und die Gegenwart sinnend betrachtet, möchte ich denen unter Euch vorlegen, die jetzt sich mit solchen Fragen zu beschäftigen Zeit und Neigung haben. Ich meine, daß sie für jeden, welcher Partei er auch angehören mag, von Wert sein können.

Der eine ist dieser: Man lasse sich nicht durch tönende Schlagworte über die nüchterne Wirklichkeit täuschen. — Gegenwärtig ist das Schlagwort, von dem die ganze Welt widerhallt, das Wort „Demokratie“. Nach der Behauptung unserer Feinde handelt es sich bei dem ganzen Weltkriege ja im wesentlichen nur darum, in Mitteleuropa die demokratische Staats-

verfassung zum Siege zu bringen. Denn: Deutschland würde von einem unumschränkten Selbstherrscher oder aber von einer stets kriegslüsterne Kaste regiert. In den westlichen Ländern Europas und vor allem in Amerika herrsche dagegen das Volk selbst; die Regierung sei dort nur Mund und ausführendes Organ des jeweiligen Volkswillens. Erst wenn auch Deutschland solche ideale Verfassung anzunehmen gezwungen würde, sei der Friede für ewig gesichert. Denn demokratisch verfaßte Völker seien immer und grundsätzlich Gegner des Krieges.

In dieser Begründung ist jeder einzelne Satz falsch. Wie ein Blick in die Geschichte des letzten Jahrhunderts und des gegenwärtigen Krieges zeigt. Aber auch das Wort „Demokratie“ selbst ist, genau betrachtet, schon eine halbe Täuschung. Es heißt auf deutsch: Volksherrschaft. Es soll den Massen einreden, sie regierten sich selbst. Tatsächlich hat es das nie in einem Volke gegeben.

Denkbar wäre solche Selbstregierung ja allenfalls in winzig kleinen Republiken, in denen die ganze Bürgerschaft auf dem Rathausplatz zu gemeinsamer Beratung und Beschlußfassung zusammenkäme. Aber das hat sich selbst in den kleinsten uns bekannten Republiken nicht verwirklichen lassen, wie z. B. im griechischen Altertum. Wäre in Athen die allgemeine Volksversammlung aller waffenfähigen Bürger — die Massen der Sklaven und die Frauen blieben sowieso außer Betracht — einmal zusammengetreten, so wäre sie 25 000 Mann stark gewesen. Eine solche Versammlung ist nicht verhandlungsfähig. Man schuf deswegen einen Ausschuß von 500 Vertretern. Die wurden ausgelost. Dem Lose wurde die Entscheidung anvertraut, wer zum Regieren die Tüchtigsten seien! Wir Modernen sind ja nun schlauer. Wir wählen. Dabei bleiben dann allerdings die im Wahlkampf unterlegenen Minoritäten — das kann fast die Hälfte des Volkes sein — ohne Vertretung. Aber auch wenn eine nach bestem Wahlrecht gewählte Vertreterversammlung beschließt, so soll man doch nicht meinen, das sei nun wirklich reiner Ausdruck des „Volkswillens“. Einen einheitlichen Volkswillen gibt es überhaupt nur alle hundert Jahre einmal. Wir haben's im August 1914 erlebt und werden's wohl nie wieder erleben. Wie wenig einheitlich der sogenannte Volkswille in bezug auf bestimmte Einzelfragen zu sein pflegt, zeigen ja die sachlichen Gegensätze der Parteien in den Parlamenten. Das Ergebnis einer Parlamentsverhandlung pflegt nie dem Wunsche des ganzen Volkes zu entsprechen, sondern im günstigsten Falle dem einer Majorität.

Macht man sich das klar, so verliert auch die Behauptung, nur eine Regierung, die durch die jeweilige Parlamentsmehrheit gestellt sei, sei eines „freien“ Volkes würdig, ihren Reiz. Es ist sehr die Frage, ob nicht eine königliche Regierung, die selbst nicht Partei ist, sondern es versteht, diejenige Richtung inne zu halten, die sich im Kampf der Meinungen und dem Widerstreit der Parteien als die für das Gemeinwohl förderlichste heraus-

stellt, jeder Parteiregierung vorzuziehen ist. Doch darauf gehe ich nicht ein. Ebenso kann ich eine Gefahr, die jeder Demokratie ganz nahe liegt, nur andeutungsweise berühren: daß nämlich den wirklich entscheidenden Einfluß auf den Gang der Dinge eine im Hintergrund verborgen bleibende Macht ausübt, die mit dem „Volkswillen“ gar nichts zu tun hat — wir denken daran, wie in Amerika die kapitalistischen Trusts die Wahlen und die Parlamentsverhandlungen zu beeinflussen pflegten, wie in England wenigstens die äußere Politik von einer geschlossenen politischen Clique geführt wurde, und wie jetzt im Kriege die westlichen Demokratien sämtlich weit diktatorischer regiert werden als Deutschland. Worauf es mir ankommt, ist nur dieses: die gesetzlich festgelegte Staatsform allein entscheidet noch nicht, ob ein Staat wirklich Volksstaat ist oder nicht. Das Schlagwort Demokratie täuscht nur vor, daß demokratisch verfaßte Völker sich selbst regierten, während sie tatsächlich im günstigsten Falle von den Parteien regiert werden, das heißt von denjenigen Politikern, die in den einzelnen Parteien zu Führerstellen gekommen sind. —

In Wirklichkeit — das ist mein zweiter Gedanke — wird ein Staat nur in dem Maße zum Volksstaat, als im ganzen Volke Staatsgesinnung, Gemeinsinn, das Bewußtsein der Mitverantwortlichkeit für das, was ist und was geschieht, lebendig ist, und jeder dazu fähige Staatsbürger auf irgend einer Stelle des öffentlichen Lebens wirklich mitarbeitet.

Daran fehlte es früher bei uns sehr. Bei unzähligen Staatsbürgern kam die Anteilnahme am öffentlichen Leben nicht über das landesübliche „Politisieren“ hinaus, das heißt: sie lasen eifrig ihr Parteiblatt, hörten Versammlungsreden, redeten klug — und taten nichts. Solches Politisieren hat ja nun natürlich nur den Wert eines Zeitvertreibs. Ob einer dergestalt „Politik treibt“ oder ob er Skat drischt oder Briefmarken sammelt, das kommt alles auf dasselbe heraus. Es ist nicht einmal ein ganz ungefährlicher Zeitvertreib. Denn wenn einer immer nur zusieht, was andere machen und sich selbst aufs Kritisieren beschränkt, so pflegt sich dabei in ihm ein gewisses Gefühl der Überlegenheit auszubilden, das alles, was die andern tun, verfehlt und schlecht findet. „Der Handelnde hat immer unrecht; der Betrachtende hat immer recht,“ sagt Goethe. Und ob diese in allen Gesellschaftsschichten zahlreichen Bierbankpolitiker nun in grundsätzlicher Opposition gegen die Staatspolitik machen oder in dauernder Nörgelei gegen ihren Gewerkschaftsvorstand Mißstimmung und Mißtrauen um sich herum verbreiten, immer bilden sie im öffentlichen Leben einen beschwerlichen Ballast.

Daneben gab's früher aber auch viele sonst tüchtige Männer, die dem Staate innerlich wie einer fremden, ja vielleicht geradezu feindlichen Macht gegenüberstanden. „Mit diesem Klassenstaat haben wir nichts zu schaffen. In ihm haben wir ja doch nichts zu sagen. Er ist ja doch nur ein Instrument in der Hand der Reichen.“ Ich habe das immer für eine Über-

treibung gehalten. Aber ich freue mich, daß jetzt mit der Beseitigung des Klassenwahlrechts dieser Grund oder Vorwand, dem Staatsleben seine Anteilnahme und Mitarbeit zu versagen, wegfällt. In Zukunft wird voraussichtlich jeder Arbeiter politisch gleichen Rechtes sein wie ein Angehöriger der bislang bevorrechteten Klassen. Ich halte solche „Demokratisierung“, wie gesagt, für notwendig, und freue mich, daß sie kommt. Aber einen wirklichen Fortschritt für unser Staats- und Volksleben wird sie nur dann bedeuten, wenn ihr eine innere, seelische Neuorientierung der einzelnen — wiederum in allen Schichten — folgt: nämlich, daß sie sich nun wirklich mitverantwortlich fühlen lernen für das, was geschieht, und die moralische Verpflichtung zur Mitarbeit für das gemeine Wohl durch die Tat anerkennen. Es braucht die Arbeit nicht unbedingt auf dem Gebiete der hohen Politik zu geschehen. Dazu sind nur wenige befähigt, und wir ändern können nur durch unsere Stimmabgabe mit dafür sorgen, daß da der rechte Mann auf den rechten Platz kommt. Aber außerdem gab es schon immer und wird es nach dem Kriege noch unendlich mehr andere Stellen geben, wo die Mitarbeit tüchtiger Männer an den öffentlichen Gelegenheiten wünschenswert ist: in den staatlichen und kommunalen Verwaltungen, beim Wiederaufbau der Gewerkschaften und sonstigen Berufsvereinigungen, in der Fürsorge für Kriegsbeschädigte, Witwen und Waisen, in der Arbeit für Wohnstätten- und Bodenreform, im Kampf gegen die Alkoholnot und andere Volkschäden, in den freien Gemeinwirtschaften und bei unzähligen andern Aufgaben öffentlicher und genossenschaftlicher Wohlfahrtspflege. Es ist ganz unmöglich — und ist ganz undemokratisch gedacht — die Arbeit und alleinige Verantwortung in all solchen Dingen auf die Behörden und sonst angestellte Beamte abzugeben zu wollen. Die Bahn ist frei für jeden Tüchtigen!

Dies ist der Weg zum Volksstaat. Denn nur in der praktischen Arbeit wächst dem Manne das Verständnis für die Staatsnotwendigkeiten, und gewinnt er ein Augenmaß für das überhaupt Mögliche und Erreichbare. Die, die nur „Politik treiben“, pflegen auf jede ihnen nach dem Mund redende Demagogie hereinzufallen. Nur durch die Schulung der praktischen Arbeit wird man zum vollwertigen Staatsbürger. — Und nur in solcher Zusammenarbeit mit andern gewinnt man ein Verständnis auch für politische Andersdenkende. Der politische Tageskampf trennt und entzweit die Menschen. Gemeinsame Arbeit läßt auch im politischen Gegner den Mitmenschen, den Volksgenossen sehen. Parteigegegensätze müssen sein. Aber gehässige Verständnislosigkeit gegeneinander muß nicht sein und schadet nur. Wir müssen ja doch nun einmal miteinander auskommen. Wollen wir nicht einer inneren Zerklüftung und Zerrissenheit verfallen, die in der bevorstehenden arbeitschweren Zeit unsere besten Kräfte lähmen und uns neuen Aufstieg unmöglich machen würde, so müssen wir es lernen, an den gemeinsamen Aufgaben gemeinsam zu arbeiten. —

„Von unten auf“ wollte einst Stein den Volksstaat bauen. Er hat nur die Fundamente legen können. Sein Leitgedanke aber bleibt zu Recht bestehen: Eintritt des freien Staatsbürgers in die Mitarbeit am gemeinen Wohl, das ist der Weg zum Volksstaat. Die von ihm begonnene freiheitliche Staatsreform öffnet dazu nur die Schranken, den Weg gehen müssen wir selbst.

## V.

W.-R., im Oktober 1917.

L. Fr.! Ich schrieb Euch das vorige Mal von Stein und dem Volksstaat. Von dem Volksstaat, für den wir arbeiten wollen, daß er einst wirklich werde. Von dem von der Liebe aller Deutschen getragenen Volksstaat, auf den wir hoffen, trotz all der zerrüttenden und zermürbenden Ereignisse unserer innerpolitischen Gegenwart, an denen wir schwer tragen.

Heute möchte ich von der Volkskirche schreiben. Ende dieses Monats wird man der vor 400 Jahren geschehenen Tat Luthers gedenken, die als Anfang der Reformation gilt. Wir werden an dem Tage keine Jubelfeier begehen. Denn zum Jubilieren ist uns nicht zumute, weder im Blick auf unser Volk noch im Blick auf unsere Kirche. Und geteilt sind alle unsere Gedanken. Womit wir uns auch beschäftigen in diesen Wochen — im Hintergrund all unserer Gedanken liegt nun schon seit Monaten ein dunkles Schrecknis: die Schlacht in Flandern.

Dennoch werden wir eine Reformations-Gedächtnisfeier halten. In schweren Zeiten tut man gut, einmal rückwärts zu blicken in die Zeiten, die auch voll Ringens und Kämpfens waren, und aus denen dann doch ein bleibender Gewinn zurückblieb für die nachfolgenden Geschlechter; das stärkt Tragkraft und Mut. Und gedenkt Ihr in einer Kampspause oder wir an einem stillen Abend nach arbeitsreichem Tage der Zukunft: Wie wird sie werden? Wie kann sie für unsere Kinder besser und glücklicher werden als unsere Gegenwart? dann kann wiederum die Erinnerung an eine große Vergangenheit unsere Blicke lenken auf die bleibenden Quellen reinsten und stärkster Kraft für jede wirkliche Erneuerung völkischen Lebens.

So las ich jetzt viel in Luthers Werken. Man kann sie in keiner günstigeren Stunde lesen, als wenn — wie eben jetzt — draußen Stürme brausen und vom wolkendurchjagten Nachthimmel hie und da ein paar Sterne herableuchten in diese wilde, wirre Welt. —

Es war Sturmzeit in Deutschland vor 400 Jahren. Gewitterhafte Spannungen lagen seit langem in der Luft, unterirdisches Rollen ließ den Boden der Gesellschaft erzittern, erwartungsvolle Schwüle lagerte über den Gemütern. Dann brach der Sturm los, entfesselt durch eines Mannes kühne Tat; helle, flammende Begeisterung Unzähliger folgte ihr; dann wildes Hin- und Herwogen gegeneinander streitender Gewalten, Kriegsgeschrei, ungeheure Verwirrungen, bis endlich müde sich die Waffen senkten und zu Pflugscharen



und Sicheln wurden. Das Angeficht der Erde war wenig verändert. Aber in der Stille sprudelte nun eine vorher verschüttet gewesene Quelle des Lebens, die nicht wieder versiegen wird, solange Menschen auf Erden wohnen.

Die Welt, in die Luther eintrat, war voll unerträglicher Spannungen. Das Mittelalter mit den ihm eigenen Lebensformen ging zu Ende, neue Kräfte regten sich überall und hatten doch noch nicht die alten Formen zu sprengen vermocht. Es gärte auf allen Gebieten. Im wirtschaftlichen Leben war in die alte Naturalwirtschaft, da jeder Hof oder wenigstens jedes engere Wirtschaftsgebiet seinen eigenen Bedarf erzeugte, die Geldwirtschaft eingedrungen mit steigendem Handel und Verkehr. Aus der eben entdeckten Neuen Welt ergossen sich große Reichtümer ins Land und wurden von einzelnen aufgefangen. Da der allgemeine Geldwert sank und der Luxus der Reichen stieg, mehrte sich Mißmut und Mißgunst derer, die leer ausgegangen waren, hub eine Jagd nach dem Gelde an, wie sie das Mittelalter nicht gekannt hatte. Die innerpolitischen Verhältnisse waren verworren. In den mit Wall und Graben umwehrten Städten war in den letzten Jahrhunderten des Mittelalters ein kräftiges Bürgertum herangewachsen, das in den meisten Fällen doch noch nicht hatte frei werden können von seinen geistlichen oder weltlichen Herren; und innerhalb der Bürgerschaft, die eng um die hochragenden prächtigen Kirchen herumsaß, rangen die Zünfte mit den zum Stadtre Regiment bevorrechteten alten „Geschlechtern“. Der Landadel war verarmt und von der aufsteigenden Fürstenmacht zurückgedrängt. Die Massen des Landvolks waren in ganz unsicheren Rechtsverhältnissen der harten Willkür ihrer Herren preisgegeben und murrten unter übergroßen Lasten, die sie in wiederholten Aufständen vergeblich abzuschütteln versucht hatten. In den gebildeten Schichten drängte regeres geistiges Leben zutage; Kunst und Kunsthandwerk blühten; die „Humanisten“ suchten in neuem Studium der griechischen und lateinischen Schriftsteller und Dichter edle Menschlichkeit und feinere Bildung; deutsches Nationalbewußtsein wurde hie und da wach und sehnte sich aus der jahrhundertelangen Zerklüftung und Zersplitterung heraus nach einem einigen Deutschen Reich — aber über dem allen lagerte mit dumpfem, schwerem Druck: die Kirche.

Sie hatte einst den Deutschen das Christentum und mit ihm die Anfänge der Kultur gebracht. Sie hatte ein Jahrtausend hindurch fast alles, was an Kultur in Deutschland gewachsen ist, gepflanzt und gepflegt. Nun war sie alt geworden. Ihre Lehren und Sitten waren erstarrt, ihr inneres Leben war versiegt. Wenig redete sie noch von Gott. Sie sagte, sie sei Gottes Stellvertreterin. Deshalb hätten die Menschen weiter nichts zu tun als ihr zu gehorchen: den Kirchenlehren zuzustimmen und ihre kirchlichen Verpflichtungen pünktlich zu erfüllen. Dann garantiere die Kirche ihnen den Lohn im Jenseits. Wie es dabei in den Herzen ausfah, galt für weniger wichtig. Der kirchliche Betrieb war an die Stelle der Religion getreten. Zahllose Priester hielten diesen Betrieb aufrecht. In Hamburg kamen auf noch nicht 20 000

Einwohner 432 Geistliche, abgesehen von den Mönchen, deren Zahl auch noch rund 80 betragen haben wird. In Köln sollen täglich 1000 Messen gelesen sein. Durch den Beichtzwang herrschten die Priester bis in die Häuser und Herzen und Gewissen der Menschen hinein. Dabei war die Geistlichkeit in ihren unteren Schichten durchweg ungebildet, in den höheren vielfach von erschreckender Sittenlosigkeit. Politisch pflegte Rom immer kluge und zielbewußte Staatskunst jeder andern Politik überlegen zu sein. Bischöfe und Erzbischöfe saßen auf Fürstensitzen, und der Papst beanspruchte der oberste Herr auf Erden zu sein. Ein Drittel des deutschen Bodens war in den Händen der Kirche. Von allem übrigen Besitz waren unendlich mannigfaltige Abgaben zu zählen. Das Papsttum war die größte Finanzmacht Europas.

Mancher erregte Widerspruch war in den letzten Jahrhunderten gegen diese Weltkirche laut geworden, die Weltliches und Geistliches überall vermischte und für ihre weltlichen Ziele immer geistliche Begründungen zu geben wußte. Doch pflegte sich der Widerspruch nur gegen einzelne besonders drückende Mißstände oder offenbare Mißbräuche zu wenden. Das grundsätzliche Recht der Kirchengewalt, die Kirchenlehre, blieb unangefochten. Wer die in Frage stellte, wurde als Ketzer unschädlich gemacht. Über dem Volke im ganzen spannte sich hart und fest das Netz der Kirche, und hielt alles nieder, was sich an freiheitlichen Kräften regte. Unter ihm aber lebte in allen Ständen die dumpfe Mißstimmung, der Groll, die durch die wirtschaftlichen und sozialen Nöte gesteigerte Sehnsucht nach höherer und feinerer Lebensgestaltung, die unbestimmte Überzeugung, daß es so nicht weiter gehen könne — hie und da riß und zerrte man ziellos an dem Netz, aber wenn man sich an seinen ehernen Maschen Kopf und Herz blutig gestoßen hatte, fügte man sich wieder. —

Bis der Mann kam, der, in einem Punkte ansetzend und auf ihn sein ganzes Lebenswerk konzentrierend, das Netz zerriß. Martin Luther hat nicht ein soziales oder nationales Reformprogramm gehabt, er kam nicht mit kirchenpolitischen Plänen oder als Bringer neuer Kultur. Er war nur ein deutscher Mann, dem im Ringen um seine Seele zwei Wahrheiten aufgegangen waren, und der nun davon zeugen mußte.

Die eine Wahrheit war diese. Er hat wieder entdeckt, was eigentlich Religion ist. Er war von Haus aus eine religiöse, nach dem lebendigen Gott verlangende Natur. Der veräußerlichte kirchliche Betrieb, der für die meisten Religionersatz war, mußte ihn völlig unbefriedigt lassen. So war er den Weg gegangen, auf den die Kirche Leute seiner Art zu verweisen pflegte, den Weg ins Kloster. Um dort durch absonderliche Leistungen und außerordentliche Bußwerke selig zu werden. Aber er wurde nur immer unseliger. Seine Seele schrie nach Gott, nach dem lebendigen Gott. Und zugleich graute ihm vor Gott. Denn der Heilige und Gerechte mußte ihm, dem Sünder, zürnen. In sich immer steigenden Seelenkämpfen und Selbst-

peinigungen hatte er nach Rettung aus diesem furchtbaren Zustande gesucht und kam doch nur an den Rand des völligen Zusammenbruchs. „Die Angst mich zu verzweifeln trieb, daß nichts denn Sterben bei mir blieb, zur Hölle muß ich sinken.“ — Später haben manche gemeint, es sei darin etwas Krankhaftes gewesen. Aber das war es nicht, Luthers Geist war gesund. Ich wüßte kaum einen andern Mann der Vergangenheit zu nennen, in dessen zahlreichen Schriften ein so gesundes, urkräftiges und einheitliches Innenleben zutage träte wie bei Luther. Aber er war allerdings ein Mann, der den Durchschnitt weit überragt an unerbittlicher Ehrlichkeit vor sich selbst, an Tiefe des Empfindens und feiner Regsamkeit des Gewissens, und an leidenschaftlichem Verlangen, der Liebe Gottes gewiß zu sein. — Endlich kam die Erlösung. Aus dem Wort der Heiligen Schrift, das ihm vorher verborgen oder unverstanden geblieben war: daß Gott dem Reumütigen vergibt. Daß der Mensch nie gerecht wird durch äußere Werke und vermeintlich verdienstvolle Leistungen, sondern allein durch den Glauben an die vergebende Gnade Gottes in Christo. „Da taten sich mir die Pforten des Paradieses auf.“

Seitdem war es ihm ganz klar, was Religion ist. Daß sie etwas Innerliches ist. Daß sie in der Tiefe der Seelen lebt. Tätige Nächstenliebe gehört auch mit dazu; in ihr tritt das von Gott berührte innere Leben nach außen hin zutage. Und im alltäglichen Leben — nicht in absonderlichen Werken — soll sich die Frömmigkeit beweisen: in Ehe und Familie, in der Arbeit in jedem Beruf, in Handel und Wandel in Volk und Staat. Aber ihrem inneren Wesen nach ist Religion das Verhältnis zwischen der Seele und ihrem Gott. Der Mensch darf zu dem ewigen Weltgeist sprechen wie ein Kind zu seinem Vater. Und zu der Seele, die sich ihm öffnet redet Gott selbst in seinem Wort.

Im Zusammenhange damit wurde Luther ein Zweites klar: Was die Aufgabe der Kirche ist. Sie ist dazu da, das sittlich-religiöse Leben ihrer Glieder zu pflegen. Nur in dem Maße, als sie das tut, ist sie gut und nützlich. Wo sie andere, selbstsüchtige Zwecke verfolgt, ist sie vom Übel. Damit war gegeben, daß es keine Zwangskirche geben kann. In der Welt des Geistes gibt es keinen Zwang. Gott bietet seine Gnade frei an in seinem Wort. Wo Gottes Wort lauter und rein gepredigt wird, da ist Kirche. Alles äußere Zeremonien- und Kultuswesen ist darauf zu prüfen, ob es das religiöse Leben fördern kann. Alles geistliche Herrentum, sei es daß es über die Gewissen herrschen will, sei es daß es, Weltliches und Geistliches unklar vermischend, in den Dingen dieser Welt herrschen will, widerstreitet dem Evangelium.

Nicht mit einem Male ist ihm diese zweite Erkenntnis in ihrer ganzen Tragweite aufgegangen. Als Luther die 95 Thesen anschlug, wollte er nicht die Kirche angreifen, sondern nur einem offenbaren Mißbrauche geistlicher Gewalt wehren und helfen, daß die Kirche sich auf sich selbst besinne.

Aber die Kirche wollte nicht in sich gehen, sondern verwies den Mönch zur Ruhe. Und als der um der armen bedrückten und verführten Seelen willen fortfuhr, für die Wahrheit zu zeugen, da schloß sie den unbequemen Mahner als einen fluchwürdigen Ketzer und Feind der Kirche Christi von sich aus. So wurde Luther Schritt für Schritt in den Kampf gegen die Kirche seiner Zeit gedrängt.

Und Deutschland jauchzte ihm zu. Fast vom ersten Tage seines öffentlichen Auftretens an. Wenn man die 95 Thesen, die in 14 Tagen ganz Deutschland durchliefen, heute liest, so wundert man sich wohl, wie diese doch nicht ganz leicht verständlichen, für eine theologische Auseinandersetzung bestimmten Sätze solchen Widerhall finden konnten. Die Erklärung liegt wohl darin, daß zunächst einmal alle die Empfindung hatten: da redet ein Mann! Gott sei Dank, endlich ein Mann, der den Mut hat, frei und offen seine Meinung zu sagen, und ob's ihm den Kopf kosten mag. Man ahnte den bevorstehenden Geisteskampf und fühlte: das ist der rechte Mann, ihn zu führen. Und dies Vertrauen hat er nicht enttäuscht. Als er in den nächsten Jahren seine großen Reformationsschriften schrieb, diese gewaltigen Volksreden, in denen man unmittelbar hinter den Worten des Mannes starkes Herz klopfen hört, als er die päpstliche Bannbulle ins Feuer warf, als er 1521 in Worms vor Kaiser und Reich stand, da fühlte schier ganz Deutschland: der führt unsere Sache, der spricht aus, was wir alle leiden, der kämpft für die höchsten Güter der deutschen Seele. „Es hat nie einen Deutschen gegeben,“ sagt ein katholischer Geschichtsschreiber von ihm, „der sein Volk so tief verstanden hätte und wiederum von der ganzen Nation so ganz erfaßt, ich möchte sagen, aufgesogen worden wäre, wie dieser Augustinermönch von Wittenberg. Sinn und Geist der Deutschen war in seiner Hand, wie die Leier in der Hand des Künstlers.“ In allen Schichten des deutschen Volkes waren viele, die einst ähnlich wie Luther selbst in Sündennot und Gewissensangst dahingelebt hatten und denen nun seine Predigt und sein „Neues Testament in deutsch“ zur frohen Botschaft der Erlösung und zum Anfang neuen, freien Lebens geworden war. Und ob Luther wollte oder nicht, fast jeder Stand setzte auf ihn, den Mann der christlichen Freiheit, noch seine besonderen Hoffnungen. Die gedrückten Bauern wie die freiheitsdurstigen Städter, die nationale Ritterschaft wie die nach Geistesfreiheit verlangenden humanistischen Gelehrten und manche nach Deutschlands Selbständigkeit und Einheit strebende Fürsten. Schon 1521 schrieb ein päpstlicher Gesandter nach Rom: Neun Zehntel der Deutschen sind für Luther. Hoch gingen die Wogen der Begeisterung für den Helden des deutschen Volkes. Wo würden sie ihn hintragen?

Sie haben ihn nirgends hingetragen. Luther ließ sich nicht tragen, wo er nicht selbst hinwollte. Sondern ging ruhig festen Schrittes den Weg seines Berufs: den Glauben und die Kirche zu erneuern allein durch das Mittel des Worts.

So mußten allerlei Enttäuschungen und schwere Konflikte kommen. Die Ritter boten Luther ihren bewaffneten Arm. Er lehnte ab: „Dieser Sache soll und kann kein Schwert helfen.“ So unternahmen sie auf eigne Faust einen Aufstand, der kläglich endete. Schwärmer und aufgeregte, sich auf innere Erleuchtung berufende Propheten, wollten einer radikaleren Reformation des Geistes Bahn brechen, verwarfen schier alles, was früheren Beschlechtern heilig gewesen war, und zerstückten die kostbaren Kunstwerke der Kirchen, weil's Teufelswerk wäre. Luther mußte gegen sie den Kampf aufnehmen und führen. In Süddeutschland brach ein neuer ganz großer Aufstand der Bauern aus, die im Namen der evangelischen Freiheit sengend und brennend durchs Land zogen. Luther suchte die Bewegung in die Bahn geordneter Verhandlung zu bringen, und als die Führer der Bauern das höhrend abwiesen, forderte er die Obrigkeit auf, ihres Amtes zu walten und den Aufstand niederzuschlagen. Da nannten ihn die Bauernführer einen Verräter. Und als dann manche Fürsten auch nach Niederwerfung des Aufstandes noch gegen die nun Wehrlosen grausam wüteten, schleuderte er denen seinen Zorn ins Antlitz und nannte sie Bluthunde. Da hatte er es auch mit ihnen verdorben. Die meisten Humanisten hatten sich schon vorher aus all diesem wilden Tumult auf ihre Studierstuben zurückgezogen und mit der alten Kirche ihren Frieden gemacht. Sie fanden Luther doch zu gewalttätig, und ein Evangelium der Gnade brauchte ihre feinsinnige und freisinnige Seele nicht.

So wurde es Mitte der zwanziger Jahre einsamer um den Reformator. Es liegt darin eine tiefe Tragik seines Lebens. Luther war der geborene Volksführer, und er umfaßte sein ganzes Volk mit einer geradezu leidenschaftlichen Liebe. Müßig ist es, zu fragen, ob es nicht auch anders hätte kommen können, und zu untersuchen, ob und wie weit Luther selbst daran schuld war, daß sich so viele wieder von ihm abwandten. Bewiß konnte sein gewaltiger Wille auch zum Starrsinn werden, und seine Sorge, das Evangelium mit den Händeln dieser Welt unvermengt zu halten, mag ihn auch zu Fehlgriffen veranlaßt haben. Sein zu hartes Wort gegen die Rotten der Bauern tut uns noch heute weh und hat seinen Feinden Vorwand gegeben, ihn als Fürstenknecht zu verdächtigen bis auf den heutigen Tag. Aber alles in allem sind die Dinge doch wohl so gegaugen, wie sie gehen mußten. Religiöse und nationale Bewegungen können wohl einmal zusammentreffen, auch eine Strecke Wegs sich gegenseitig fördernd zusammengehen, aber eins werden können sie nicht, ohne daß die Religion unheilbaren Schaden litte. Alles in allem, meine ich, müssen wir Luther dankbar sein, daß er seinen Weg — durch all das Schwere, was er erlebt, wohl gebeugt aber nicht gebrochen — weiter gegangen ist, ohne rechts oder links zu sehen, so wie das Gewissen es ihm befahl. Eine national-soziale Reform hätte, vielleicht, für ihre Zeit Großes geschaffen. Jetzt wären ihre Errungenschaften längst untergegangen im Strom der Jahrhunderte. Nun

aber wirkt das, was er in der Beschränkung auf die ihm von Gott gestellte Lebensaufgabe erarbeitet hat, fort bis auf den heutigen Tag:

Er hat die Quelle alles christlichen Lebens, die Heilige Schrift, jedem Deutschen zugänglich gemacht. Nun kann jeder in seiner Muttersprache das Wort vernehmen, das Gott selbst seiner Seele sagen will. — Er hat uns auch durch eben diese Bibelübersetzung erst die gemeinsame deutsche Sprache geschaffen. Denn vorher hatten die Deutschen keine gemeinsame Sprache, sondern nur eine große Mannigfaltigkeit weit voneinander abweichender Dialekte, während die Einheitsprache der Gebildeten das Lateinische war. Und erst auf dieser neuen Grundlage der Einheit der Sprache war die weitere Entwicklung selbständigen deutschen Geisteslebens möglich. — Er ist durch sein Drängen an die Fürsten und an die Bürgermeister und Ratsherren aller Städte deutschen Landes, daß sie christliche Schulen aufrichten und erhalten sollen, der Vater des staatlichen Schulwesens geworden. — Sein kleiner Katechismus wurde die Grundlage sittlich strenger und glaubensstarker Volkserziehung für Jahrhunderte. — Seine Kirchenlieder mit ihren mächtigen Melodien haben Unzähligen Trost und Kraft in einsamen Stunden und Erhebung in den großen Feiern der Gemeinde gegeben. — Er und seine Mitarbeiter haben in den zahlreichen Ländern und freien Städten, die sich der evangelischen Lehre öffneten, neues Kirchenwesen, evangelische Volkskirchen errichtet. — Auch in das innere Leben der katholischen Kirche hinein hat sein Geist anregend und vertiefend gewirkt. — Sein Heldenkampf hat der Glaubens- und Gewissensfreiheit und damit der selbständigen, kirchlich nicht bevormundeten Entwicklung deutschen Geisteslebens Bahn gebrochen. Es ist das alles nicht mit einem Male fertig gewesen. Aber die Größten unter den späteren Denkern und Dichtern, auch die, die in vielem ganz andern Sinnes als Luther waren, haben deutlich die Bedeutung seines Lebenswerks erkannt und anerkannt. Ich wiederhole nur ein Wort Goethes: „Wir wissen gar nicht, was wir Luthern und der Reformation im allgemeinen alles zu verdanken haben. Wir sind frei geworden von den Fesseln geistiger Borniertheit, wir sind infolge unserer fortwachsenden Kultur sähig geworden, zur Quelle zurückzukehren und das Christentum in seiner Reinheit zu fassen. Wir haben wieder den Mut, mit festen Füßen auf Gottes Erde zu stehen und uns in unserer gottbegabten Menschennatur zu fühlen. Mag die geistige Kultur nun immer fortschreiten, mögen die Naturwissenschaften in immer breiterer Ausdehnung und Tiefe wachsen und der menschliche Geist sich erweitern, wie er will, über die Höhe und sittliche Kultur des Christentums, wie es in den Evangelien schimmert und leuchtet, wird er nicht herauskommen.“

Und nun richten wir den Blick aus der Vergangenheit sinnend in die Zukunft. Wie wird sie werden? Zuversichtlich vertrauen wir, daß Euer Kampf dem deutschen Volk die selbständige, freie Entwicklung wahren wird.

Welche Stellung werden in ihm voraussichtlich Religion und Kirche einnehmen?

Sicher ist, daß es in alle Zukunft Religion geben wird. Das Verlangen der Seele nach Gott ist der menschlichen Seele eingeboren. Es kann zeitweise zurückgedrängt werden durch ein die ganze Seele ausfüllendes Streben nach wirtschaftlichen Gütern oder politischem Fortschritt. Es kann bei anderen überwuchert werden durch Sinnlichkeit und niederes Triebleben. Es kann durch Priestertrug oder allerlei abergläubische Phantasterei irreführt, sich zu Tode laufen. Es kann zu Zeiten in ganzen Volksschichten überönt werden durch die angeblich im Namen der Wissenschaft sprechende Rede: es sei gar kein Gott, und Religion sei nur unaufgeklärtes und in sich zielloses Schwärmen.

Aber hernach ist es doch immer wieder da. Als ein Zug nach dem Ewigen, als die Bewissensüberzeugung, einem Höchsten verantwortlich zu sein, als die Sehnsucht nach einem überweltlichen Halt. Und wer diesem Zuge folgt, dem — das ist die Gewißheit aller, die es selbst erlebten — kommt Gott entgegen in seinem Wort; er schlägt die Brücke zwischen dem Vergänglichem und dem Unvergänglichem, bringt den Menschen in unmittelbare Fühlung mit sich, dem lebendigen Gott. Und die Gewißheit, nun Gott eigen zu sein in Zeit und Ewigkeit, unter seinen Augen das Leben zu führen, wird dem Menschen zur Quelle starken Trostes, sittlichen Ernstes und freudiger Kraft. Wie diese Gewißheit auch im Kriege den ganzen Menschen zu tragen und zu heben vermag, zeigte mir kürzlich der Brief eines Landsturmgefreiten im Westen. Ihr erinnert euch, daß ich einen Brief darüber schrieb, wie man über niederdrückende Stimmungen Herr werden könnte. Darauf antwortete jener Freund, er billige alle die von mir genannten kleinen Mittel, aber: „Als das Wichtigste erscheint mir doch die Entlastung eines bekümmerten Gemütes durch die erlösende Wohlthat der Vergebung. Ich glaube, viele Menschen würden froher, leichter, in heiterster Stimmung ihren Weg gehen, wenn ihnen die volle Gewißheit geschenkt würde: Dir sind deine Sünden vergeben!“

So ist es. So ist es bisher in allen Jahrhunderten bei ungezählten Einzelnen gewesen, die ihre Seele Gott öffneten, die bereit waren, ganz einzugehen auf Gottes Willen, und denen dann die Gnade Gottes in Christo die Grundlage eines neuen, innerlich freien und frohen Lebens wurde. Und es ist kein Grund anzunehmen, weshalb solch innerstes Erleben, solche wirkliche Religion in der Zukunft aufhören oder seltener werden sollte. Ich halte es vielmehr für wahrscheinlich, daß sie in der Zukunft häufiger sein wird. Doch kann ich das hier nicht in der Kürze begründen. —

Nun ist der Fortbestand und die gesunde Entwicklung des religiösen Lebens auch im Interesse des ganzen Volks. Wohl steckt ein tiefer Sinn in dem Wort: Religion ist Privatsache. Sie ist in der That das Privateste,

Persönlichste, was ein Mensch haben kann. Aber sie ist zugleich eine Sache von allergrößter Bedeutung für das ganze Volksleben. Für die Entwicklung eines Volkes ist es von größter Bedeutung, welche Gesinnung, welche Weltanschauung und Lebensauffassung in dem Innersten seiner Bürger lebt. Ein großes Volk kann gewiß auch religionslose Glieder tragen, zumal wenn in ihnen die Grundsätze christlicher Sittlichkeit bewußt oder unbewußt noch nachwirken. Aber in einem wirklich religionslos gewordenen Volke, dessen nachwachsende Jugend nie von einem göttlichen Gebot und des Menschen ewiger Bestimmung hörte, dessen Kinder von vornherein gelehrt würden, sich als bloße Naturwesen anzusehn und die Erdengüter als die überhaupt höchsten zu schätzen, wäre damit der Erziehung zu Pflichtbewußtsein und Lebensernst der Boden entzogen. Und weder die Kunst, noch die Naturwissenschaft, noch die Philosophie könnten Ersatz bieten. Der Durchschnittsmensch würde sich schließlich doch immer wieder sagen: Es ist im Grunde ja ganz gleich, wie einer lebt. Und die Besten würden, unbefriedigt von diesem ziellos gewordenen Leben, Lebensfreude und Lebensmut verlieren. — Umgekehrt zeigt die Geschichte, daß auch für die Kulturentwicklung noch immer diejenigen Zeiten und Menschen die wertvollsten gewesen sind, in denen ein starker Glaube lebendig war und den Seelen Schwung gab.

Unter diesem Gesichtspunkt ist die Frage, wie sich die Zukunft unserer Kirche gestalten wird, von besonderer Bedeutung. Es scheint, daß wir gegenwärtig vor einem Scheidewege stehen, daß bei der bevorstehenden Neuordnung unserer inneren Verhältnisse auch darüber entschieden werden wird, ob die Form der bisherigen öffentlichen Landeskirchen im wesentlichen beibehalten werden soll, oder ob die Pflege des religiösen Lebens freien Vereinskirchen, sich um irgend ein Bekenntnis zusammenschließenden religiösen Vereinigungen überlassen werden soll, wie das in den meisten westlichen Ländern der Fall ist.

In Deutschland ist von alten Zeiten her, schon bei den Germanen, die Religion als Stammesangelegenheit, als Volkssache betrachtet. Auch die deutschen Reformatoren haben nach einigem Schwanken, ob sie sich nicht darauf beschränken sollten, diejenigen zu sammeln, die mit Ernst Christen sein wollen, den Gedanken der umfassenden Volkskirche festgehalten. Er konnte bei der staatlichen Zerspaltung des damaligen Deutschlands nur in der Form einzelner Landeskirchen verwirklicht werden. Und es ergab sich wie von selbst, daß der betreffende Landesherr oder in den freien Städten der Rat, gewöhnlich im Zusammenwirken mit der Bürgerschaft, oft auch von ihr gedrängt, die Einführung der neuen Kirchenordnung, die die Predigt des Evangeliums gewährleistete, übernahm. Daraus ist später zeitweise reines Staatskirchentum geworden. Gegenwärtig liegen die Dinge in den deutschen Landeskirchen überaus verschieden, aber in den meisten sind die Staatsbehörden an der äußeren Verwaltung, namentlich des Finanzwesens der Kirche, mitbeteiligt, und es übt der Landesherr durch besonders



dazu eingesetzte Behörden, die Konsistorien, ein bestimmtes Aufsichtsrecht aus. Und wie der Staat seinerzeit die kirchlichen Güter zum großen Teil einzog, so zahlt er nun gewisse Beiträge zu den Kosten des Kirchenwesens. Gegen all diese Wechselbeziehungen und die ganze Verknüpfung von Staat und Kirche richtet sich schon seit längerem viel Mißtrauen und Widerspruch. In weiten Kreisen der Kirche und in den politischen Parteien der äußersten Rechten und der äußersten Linken fordert man — allerdings aus entgegengesetzten Gründen — völlige Trennung der Kirche vom Staat.

Nun hat die freie Vereinskirche, die Freikirche, Sekte, Gemeinschaft oder, wie sich solch ein religiöser Verband nennen mag, offenbar besondere Vorzüge vor der Landeskirche. Letztere leidet unter der Massenhaftigkeit der ihr durch Geburt angehörenden Mitglieder, unter denen sich unzählige Gleichgültige, ja manche im Innern geradezu Feindselige finden. Sie ist nicht wirkliche Glaubensgemeinschaft. Da stehen die durch bewußte Entscheidung und freien Zusammenschluß um ein gemeinsames Bekenntnis gebildeten Vereinigungen ungleich besser da. Sie sind lebendiger und tätiger; ihre Mitglieder zeichnen sich gewöhnlich vor den meisten Gliedern der Landeskirchen vorteilhaft aus durch größere Entschiedenheit und Opferwilligkeit, durch Brüderlichkeit untereinander und furchtlosen Bekennermut nach außen. Vorzüge, denen allerdings auch gewisse Gefahren gegenüberstehen: die Neigung, nun gerade die eigne Art der Frömmigkeit für die allein mustergültige zu halten und über andere leicht hin abzuurteilen; eine enge Rechthaberei in geistlichen Dingen, die in den meisten älteren Sekten und Freikirchen zu immer neuen Spaltungen führte; und wenigstens in Amerika, dem gelobten Lande der Freikirchen, gab das Nebeneinander von zahllosen kleineren und größeren Freikirchen ein so unerquickliches Bild gegenseitigen Konkurrenzkampfes um die Mitglieder, besonders die wohlhabenden, daß schon mancher grundsätzliche Verfechter des Freikirchentums dadurch arg ernüchtert wurde. Es wird schon so sein, daß keine Form des Kirchenwesens davor schützt, daß sich in ihr nicht Menschliches und Unmenschliches mit den idealen Motiven und Zwecken in sehr unerfreulicher Weise mischt.

Was mich selbst die Landeskirche noch immer als die verhältnismäßig beste Kirchenform schätzen läßt, ist dieses, daß sie wenigstens die Möglichkeit gibt, an alle Glieder des Volks heranzukommen, und daß sie, wenigstens grundsätzlich, die Pflicht in sich trägt, die Lebensmächte des Evangeliums in das öffentliche Leben, in das Volksleben im großen hineinzutragen. Das ist Luthers Kirchengedanke; und in Steins Sinn gehört zum Volksstaat die Volkskirche. Denn der Volksstaat soll in sich alle lebendigen Kräfte des Volkslebens zusammenfassen. Ich hoffe, daß sich ein Weg finden wird, das Veraltete und Bedenkliche von dem Verhältnis der Kirche zum Staat abzustreifen und doch den Gedanken der Volkskirche festzuhalten. Ich wünsche, daß jeder, auch der geringste moralische Zwang, der Kirche

anzugehören, wegfällt. Daß die Dissidenten ganz dieselbe Bewegungsfreiheit erhalten, wie ich sie habe. Daß jeder Druck, jede Nötigung, die gegen die Glaubens- und Gewissensfreiheit streitet, fällt. Aber ich wünsche, daß dem deutschen Volke seine Volkskirche bewahrt bleibe, daß meinen Kindern die geistliche Heimat ihrer Vorväter erhalten bleibe und sie nicht einst, geistlich heimatlos, zwischen hundert Freikirchen herumzuirren brauchen.

Dazu, daß solche Wünsche in Erfüllung gehen, daß unsere Kirche wirklich werde, was sie sein soll und will, muß jeder das Seinige tun und kann jeder, der seine Kirche lieb hat, viel tun. Die Fehler und Mängel unseres kirchlichen Lebens haben viel weniger in Verfassungsmängeln ihren Grund als in der Trägheit ihrer Mitglieder und in der Unzulänglichkeit ihrer Diener, ich meine uns Pastoren. Da liegt die eigentliche Not. Laßt uns in diesen Bedenktagen klaren Entschluß fassen: Ich will in Zukunft ihr besser Treue halten, der Kirche meiner Väter!

Einstweilen kämpft Ihr auch für sie, für Luthers Kirche. So soll Euch Lutherwort zum Schlusse grüßen: „Ich hasse heftig das Sorgen — Gott wird's machen — Es soll aber niemand den Glauben fahren lassen, daß Gott durch ihn eine Tat tun wolle.“

Damit grüßt Euch herzlich Euer

Cordes.



